Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 3 — Marburg i. H., den 16. Januar — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile; Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Du sollst! — Lutherworte — Labora et ora! Zweites Stück — Christlich oder modern! Ein kritischer Nachtrag zum Deutschen Protestantentag — Ignatius von Loyola und die geistlichen Uebungen — Brief einer Augenzeugin über die Kriegsgreuel in Südafrika — Zur Polenfrage. Zuschriften von einem Pfarrer und einem Staatsbeamten — Von der Deutsch=evangelischen Gemeinde in Rom — Verschiedenes: Julius Lohmeyer; Schlußrythmen (Lingg); Dantes Göttliche Komödie (Pochhammer); Zu dem Artikel über den Religionsunterricht im Lehrerseminar; Die Gefahren der Einheitsschule (Ries); Ueber das heilige Haus von Loreto — Anzeigen

Du sollst!

Nicht, daß ichs schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach .....
Phil. 3, 12.

Man kann seiner Unvollkommenheit auf zweierlei Weise gedenken. Entweder um sich dabei zu beruhigen: so bin ich nun einmal. Oder sich ihrer zu schämen.

Jene erste Weise ist direkt unchristlich. Sie ist überhaupt, wenn mit ihr Ernst gemacht wird, der Verzicht auf unsre sittliche Würde. Ein Mensch, der diese Selbstbetrachtung zum Lebensgrundsatz erhoben hat, ist verloren, es giebt für ihn kein Du sollst! und also kein Vorwärtskommen mehr.

Denn es ist die Geburtsstunde unsrer moralischen Persönlichkeit, wenn zum ersten Mal der Blitz des Du sollst! unsre Seele erleuchtet. Nicht jenes Du sollst, das dem Sklaven fühlbar macht, er sei ein Sklave und habe die Peitsche eines Herrn zu fürchten. Nein das andre Du sollst, dem alsbald ein Ich soll! antwortet — die innerste persönliche Anerkennung eines Heilig-Notwendigen.

Gleichviel ob man es kann oder nicht.

Denn gewiß ist der Satz wahr: Du kannst, denn du sollst. Aber er ist nur in begrenztem Sinne wahr. Geht dir die Pflicht auf als dein eignes innerstes Gesetz, dem du dich beugen mußt, sowahr du du selber bist, so ist damit schon ein ganzes Stück Können, Gehorsam und That gegeben. Aber freilich, erschöpft ist die Fülle des Du sollst! nicht so leicht. Erschöpft wird sie nie. Das wäre ein jammervolles Sittengesetz, mit dem wir fertig würden in einem Moment edler Aufwallung oder in zeitweiliger ernster Anstrengung. Selbst wenn wir Alles thäten, was wir zu thun schuldig wären, würde darum das Du sollst! nicht außer Kraft gesetzt, nicht zum Schweigen verurteilt. Nur größer, tiefer, zarter, inniger, umfassender würde es; eine Stufe höher entschwebte es und eine Stufe höher lockte es uns empor.

Ein unaufhaltsamer Fortschritt ist das Leben in wahrhafter Sittlichkeit. Niemals kann man sich zur Ruhe setzen, niemals hat man Zeit, in eitler Selbstgenugsamkeit sich in den Spiegel zu schauen.

So schon „wenn wir Alles gethan haben." Wie denn, wenn nicht einmal das der Fall ist? Dann schämen wir uns. Und wenn es gar mit uns rückwärts gegangen ist? Wenn wir ein grobes Unrecht uns zu Schulden kommen ließen, dessen ein Mensch von unsrer Einsicht, von unsrer Reife nimmer mehr hätte fähig sein dürfen?

Wohl dem, der dann nicht nur ein heiliges Du sollst! kennt, dem er dient als einzigem Lebenszweck, sondern der einen Gott und Vater kennt, welcher Sünden vergiebt. R

Lutherworte

Im Lichte der Natur ist es ein unlösbares Rätsel, daß das gerecht sein soll, wenn der Gute Unglück leidet und dem Bösen es wohl geht. Aber dies Rätsel löst das Licht der Gnade.

Im Lichte der Gnade ist es ein unlösbares Rätsel, wieso Gott den verdammt, der doch aus seinen eignen Kräften gar nichts Andres vermag als sündigen und schuldig sein. Denn hier finden beide, das Licht der Gnade wie das Licht der Natur, die Schuld sei nicht des elenden Menschen, sondern des ungerechten Gottes. . . .

Aber im Licht der Herrlichkeit erkennen wir es anders. Da wird sich zeigen, daß Gott, dem das Urteil einer unbegreiflichen Gerechtigkeit seinem Wesen nach zusteht, nur von der allergerechtesten und offenkundigsten Gerechtigkeit ist. Dies sollen wir inzwischen wohl glauben, belehrt und gestärkt durch die Erfahrung jenes ganz ähnlichen Wunders, daß wir im Lichte der Gnade Dinge verstehen lernen, die uns im natürlichen Licht Rätsel blieben.

De servo arbitrio. 1525

Labora et ora!

2

Zunächst die Arbeit! Ihre wirtschaftliche Bedeutung geht uns hier nichts an. Wir reden nur von der Arbeit, insofern sie zum Gebet in organische Beziehung tritt oder treten kann.

Keine Sorge, als wollte ich einen katholisierenden Zug in die Arbeit bringen, als sollte die Arbeit degradiert werden, oder als ob gar die klösterliche Stille mein Ziel wäre! Ich meine, Gebet und Arbeit sind dadurch noch nicht beisammen, daß es ein Mönch ist, der die Suppe kocht oder den Wein abzapft. Ich weiß sehr wohl, daß die Reformation die Arbeit geadelt hat als einen Gottesdienst! In der Reformation liegen seit Christus die allergewaltigsten Ansätze zu einer Versöhnung zwischen Kultur und Religion. Gott sei Dank! Aber nun ist die Kultur eine andere geworden, und die Arbeit ist auch anders als damals. Heute ist der Mensch vielfach weniger als die

sein erfundene Maschine, die er bedient; oder soll es eine Arbeit sein, wenn ein Drucker an der Schnellpresse steht und jahrelang tagaus tagein die ermüdende, ewiggleiche Bewegung des Papiereinschiebens macht? Der starke Bildungsdrang der Arbeiterwelt ist mir nur erklärlich, wenn ich annehme, daß die zum großen Teil geisttötende Maschinenarbeit in den großen Betrieben ihr nicht mehr genügt. Als unterste Organe arbeiten die Tausende mit an dem Fortschritt der materiellen Kultur, und um den geistigen Fortschritt ringen sie jetzt. Sie wollen nicht ausgeschlossen sein, wollen von dem Ertrage der Gesamtkultur mitgenießen. Aber die wirtschaftliche Abhängigkeit und Unsicherheit, die auch durch allen Hinweis auf das „üppige Leben“ gutbezahlter Arbeiter nicht wegbewiesen wird, hindert sie noch daran. Unsere Kultur basiert auf dem Egoismus der Mächtigen, der durch Wohlthätigkeit hier und da künstlich unschädlich gemacht werden soll. Wohlthätigkeit ist katholisch; Umschaffung, Neugeburt der Verhältnisse ist evangelisch. Einem Arbeiter, dessen ganze Beschäftigung darin besteht, maschinenartig die gleiche Bewegung in ewiger Wiederholung zu machen, oder tief unter der Erde die Kohlenhunde zu schieben, mag ich kaum raten zu beten, weil ich fürchte, sein Gebet tritt niemals in innere Verbindung mit seiner Arbeit. Dasselbe könnte auch bei einem Gelehrten zutreffen, der vor lauter mikroskopischer „Akribie“ niemals zu einem weiten, erquickenden Ausblick kommt. Dort ist die Muskulatur, hier der Geist zur Maschine geworden. Und unter solchen Umständen kann die Arbeit als solche kein Gottesdienst sein.

Wie kann nun der reformatorische Adel der Arbeit gewahrt bleiben? Das ist wohl für Kinder ein erziehliches Mittel, ihnen zu sagen: „Gott sieht eure Arbeit, wenn auch die Eltern und Lehrer sie nicht sehen.“ Aber damit macht man dem modernen Arbeiter seine Plackerei und Brotsorgen nicht lieb.

Einen wirksamen Versuch dazu haben die Sozialdemokraten gemacht. Es ist ganz thörichte Verleumdung, zu behaupten, diese „Bande“ wolle nur möglichst viel verdienen und möglichst wenig arbeiten. Wer die ganze sozialistische Bewegung nur unter diesem Gesichtspunkte anzusehn imstande ist, der mag sich mit der Kreuzzeitung in der Hand auf sein Sopha legen und sich totschlafen. Für den giebt es ein schreckliches Aufwachen.

Die Sozialdemokratie stellt den einzelnen Arbeiter mitten hinein in den Strom einer mächtigen Vorwärtsbewegung. **Tua res agitur!** So wird ihm — oft recht aufdringlich — in die Ohren geschrieen. Es wird ihm der Zusammenbruch der gegenwärtigen Kultur und der Aufbau des sozialistischen Staates verheißen; da wirds anders werden! Nur Geduld! Nur fein stille, „es“ kommt, „es“ muß kommen; es ist vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung aus zwingende Notwendigkeit, alle Reaktion ist eitel, glaubt nur, hofft nur, der vierte Stand wird erlöst werden aus seiner Lohnsklaverei, freie Männer und freie Weiber sollt ihr sein! In diesem Glauben glühen Tausende. Es ist Etwas in ihre Seelen hineingefahren, das arbeitet und drängt. Während ihr Leib seinen täglichen Dienst thut — nicht schlechter als Andere — arbeitet die Seele und hofft und glaubt und jauchzt dem Neuen entgegen. Und je reifer einer wird, desto tiefer und inniger sein Zukunftsglaube. Das ist sein Gebet: „Ach, wenn doch der Riese dieser ungerechten Weltordnung zusammenbräche! He! Nachbar, was meinst du, wie lange dauerts noch! Ob wirs wohl noch erleben? Unsere Kinder? Unsere Enkel?“ — Und während er so denkt und auf seine Art betet, schwellen ihm die Muskeln vor Lust und er schwingt seinen Hammer und er schiebt seinen Wagen und er verfolgt sein Webeschifflein mit doppelter Freude. Es giebt ja eine Zukunft, in der Arbeit kein Angst- und Sorgenwerk mehr ist! Das goldene Später wirft ihm verklärend sein Licht auf das „Jetzt“. Er muß mitschieben an dem großen Karren, daß er herauskomme aus dem Sand, er ist Mitarbeiter geworden an einem universalen Werk, — kurz, er hat eine Arbeit.

Wie wir „historisch“ alle diejenigen Thatsachen und Momente nennen, die zum Fortschritt, zur Weiterentwicklung der Völkergeschichte gedient haben, so möchte ich als Arbeit dasjenige bezeichnen, das den Kulturfortschritt fördert; und unter Kultur verstehe ich dann nicht nur die technischen, künstlerischen, wirtschaftlichen, — sondern auch die sozialen und — ethischen Güter.

An einer dieser ähnlichen Arbeit ist der Sozialdemokrat. Kann er auch nicht Tag für Tag graphisch darstellen, wieviel er zur Förderung beigetragen hat, muß die Masse auch fast ganz darauf verzichten, außer etwa bei Parlamentswahlen, aktiv in den Entwickelungsgang einzugreifen, sie glüht doch mit in dem großen Feuer und weiß, daß sie das Material ist, aus dem die Zukunft geschmiedet wird. Das ist die Arbeit — und zum Teil auch das Martyrium des idealen Sozialdemokraten. Und weil er an dieser Arbeit teilnimmt, wenn auch äußerlich wahrnehmbar nur in allergeringstem Maße, so hat er ein Recht zu hoffen: „Bald wird der Hammer der Zeit ruhen und das geläuterte Erz des »Neuen« an den Tag kommen!“

Ja, aber die tägliche Berufsarbeit! Das Stubenmädchen, das jeden Tag Stuben fegt, damit sie wieder staubig werden! Der Straßenkehrer, der den Kot wegfährt, um zu sehen, wie neuer Kot die Straße beschmutzt! Die Köchin, die stundenlang brät und röstet und salzt und süßt, damit in einer halben Stunde ihr Werk verschlungen werde! Die ganze millionenfache Arbeiterei, die in absolut keinen direkten Zusammenhang mit dem großen Kulturfortgang zu bringen ist, — was soll damit geschehen? Offen gestanden, Stubenkehren, Suppekochen und Straßenfegen, die ganze mechanische Arbeit des Menschen, — ich kann sie nicht für die höchste Aufgabe auf Erden halten. Auch mit der berühmten „Treue im Kleinen“ ist sie noch nicht auf ein höheres Niveau gehoben. Sie bekommt erst die ihr zukommende Stellung, wenn ein Anderes über ihr steht. Sie kann nicht befriedigen, keine Menschen gestalten, wenn sie das Einzige ist, das das Leben ausfüllt. Ich erinnere nur an das bekannte Beispiel von der Hausfrau, die in ihren häuslichen Arbeiten „aufgeht“.

Ich kenne wohl den pädagogischen Wert der Arbeit. Sie kann einen Strolch von der Bummelbahn abbringen, aber eben dann am ehesten, wenn er sein Fortkommen und die Hebung seiner Stellung dabei sieht. Es ist darum nicht ausgemacht, daß der Arbeitende, selbst wenn er kirchlich wird, wirklich beten lernt. Und auf das Betenlernen kommt es mir ja an. Die Arbeit kann zusammenhangslos neben dem Gebet hergehen und schließlich mehr schaden als nützen.

(Schluß folgt) H W

Christlich oder modern!

Ein kritischer Nachtrag zum „Deutschen Protestantentag“

Der Deutsche Protestantentag hat in der Christlichen Welt bereits eine und zwar eine sehr freundliche Besprechung gefunden (Nr. 40 v. J.). Wenn ich in einem Nachtrag unter obiger Ueberschrift zunächst in eine Polemik eintrete, so thue ich es nicht etwa, weil mir „die ganze Richtung nicht behagte“. Ich habe die Notwendigkeit des Vorhandenseins der „liberalen“ Richtung immer betont, wenn ich auch über die Berechtigung der Ansprüche, die sie erhebt, und über die Art, wie sie sie als Partei vertritt, mit dem „Protestantenverein“ uneins zu sein Grund habe. Es liegt mir also fern, diese Gruppe mit meiner Ueberschrift treffen zu wollen; denn das Gebiet des persönlichen Glaubens ist mir ein Heiligtum. Ihre letztjährige Tagung anzugreifen, hätte ich um so weniger Grund, als gerade auf ihr in dem mannhaften und würdigen Protest gegen den Burenkrieg protestantisch-christliche Gesinnung zu ihrem Rechte gekommen ist.

Die Ueberschrift zu meiner Kritik bezieht sich auf den Vortrag von Professor Ziegler. Zweifellos hat dieser Vortrag, abgesehen von den mannigfachen, mitunter gerade für die Pfalz besonders deplazierten Schlagwörtern, auch seine Vorzüge. Er sagt wohl Nichts, was nicht auf anderer Seite auch schon gesagt worden wäre; aber bei der heutigen Abschließung der Parteien, infolge deren eine Anschauung immer erst dann

gewürdigt und verarbeitet wird, wenn man sie von den eigenen Parteiführern vertreten sieht, muß man das jedesmalige Eintreten für einen vernünftigen Gedanken auch jedesmal eigens begrüßen. Wenn Zieglers soziale und ethische Forderungen von den Hörern richtig verstanden worden sind und Frucht tragen, so kann man ihm dafür manches massive, unverständige Wort vergeben. Und so ist es nicht diese oder jene Einzelheit, die mich veranlaßt, Zieglers Vortrag unter der Losung „christlich oder modern“ zu besprechen. Nein, Ziegler als Person, Ziegler als Gelehrter, den ich in beider Hinsicht hoch schätze, sein Vortrag als Ganzes, dem ich in abstracto weithin zustimme, stehen mir unter dieser Frage. Nicht ich stelle Ziegler darunter, er hat es selbst gethan; ich betrachte nur ihn und seine Worte unter dem Gesichtspunkt, unter dem er ausgesprochenermaßen seine wissenschaftliche Lebensarbeit vollzieht. Die Thatsache, daß es Ziegler ist, der den Vortrag gehalten hat, fordert und lohnt eine Kritik.

Dieser Vortrag, nun herausgegeben als Flugschrift des Deutschen Protestantenvereins, trägt die Ueberschrift: „Welche Anforderungen stellt das moderne Leben an die Ausrüstung des Geistlichen?“ Ziegler konzentriert diese Forderungen in die der individuellen wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit, die sich aufbaut auf dem Boden der Lern-, Lehr- und Bekenntnisfreiheit, und die der sozial-erzieherischen, altruistischen Bethätigung des Individuums im Dienste der Gemeinschaft. Das Ziel moderner Bildung und die Voraussetzung der richtigen Bethätigung im modernen Leben ist aber für den Geistlichen der erarbeitete Besitz einer „persönlichen Lebens- und Weltanschauung“. Daß diese Lebens- und Weltanschauung nicht nur modern, sondern auch in sich gefestigt, einheitlich und geschlossen sein muß, wird mehrfach betont, z. B. S. 11, 12, 13, 15, 22. Jeder Geistliche muß „als ein Ganzer, nicht als ein Halber oder gar ein vielfach Geteilter, vor seine Gemeinde hintreten und aus diesem Geiste heraus auf sie wirken und sie seines Geistes einen Hauch verspüren lassen.“

Daß dieser Geistliche auch im modernen Leben ein „Theologe“ im Vollsinn des Wortes, d. h. eine Persönlichkeit sein muß, die von dem Gott redet, den sie erfahren hat, davon lesen wir Nichts. Allerdings tritt S. 9 die Forderung auf, daß der moderne Geistliche, abgesehen von seiner Stellung zu einzelnen wissenschaftlichen Hypothesen, auf jeden Fall „in Gott einen Gott der Ordnung, nicht einen Zaubergeist der Willkür sehen und somit jedes wunderbare Durchbrechen der Naturordnung als ein auf modernem Boden Undenkbares entschlossen ablehnen“ müsse. Auf jeden Fall muß also der moderne Geistliche ein religiöser Mensch sein. Gott muß für ihn vorhanden sein. Fraglich ist nur — und das ist eben die Hauptsache —, ob seine religiöse Anschauung christlich bestimmt sein soll oder kann; ob trotz seiner bewußten Zugehörigkeit zur modernen Welt im Mittelpunkt seiner religiösen Anschauung die durch Christus vermittelte Gottesoffenbarung stehen darf. Man kann mir vielleicht erwidern, diese Frage habe Ziegler gar nicht vorgelegen; denn er beschäftige sich nicht damit, was die christliche Kirche, sondern nur was das moderne Leben für Anforderungen an den Geistlichen stelle. Eine billige Ausrede. Wenn die moderne Bildung die Anschauung des Geistlichen „geschlossen“ hat, ohne daß dabei das spezifisch christliche Element berücksichtigt zu werden brauchte, so muß doch die Frage offen bleiben, ob innerhalb der auf anderem Wege vermittelten einheitlichen, abgeschlossenen Lebens- und Weltanschauung noch Raum ist für das spezifisch Christliche; und selbst dann noch, ob dieses spezifisch Christliche nachträgliches Beiwerk und mehr oder minder entbehrliches Anhängsel oder ob es konstitutives Element ist. Daß Zieglers Vortrag auf diese Fragen, die einzigen Fragen, die im modernen Leben für uns von Wert und für den mit dem modernen Leben ringenden Geistlichen fruchtbar sind, keine Antwort giebt, stempelt ihn zu einer bloß rhetorischen Leistung, die für die Entwicklung des Protestantismus absolut ohne Bedeutung ist. Man halte mir auch nicht entgegen, daß Ziegler ausdrücklich erklärt, es handle sich für ihn nicht um das „spezifisch Theologische“, um das „Technische des geistlichen Berufes“; denn um das Theologische in diesem Sinn, also um die Summe dessen, was man von der theologischen Wissenschaft wissen muß, handelt es sich auch für mich nicht; das kann und muß sogar völlig außer Betracht bleiben, wenn wir die Frage, ob ein Gegensatz zwischen „moderner“ Bildung im Sinne Zieglers und moderner Bildung im Sinne der oben umschriebenen „christlichen Theologie“ vorliegt, klar herausarbeiten wollen.

Und nun gehe ich noch weiter und sage: Professor Ziegler konnte nach seinen bisherigen Veröffentlichungen gar nicht sagen wollen, daß ein moderner Geistlicher christlich im bisherigen Sinne bleiben solle oder könne. Wenn er „im Namen des modernen Lebens und Geistes die Anforderungen formuliert, die von ihm aus an die Ausrüstung des Geistlichen zu stellen sind“ (S. 4), so thut er es nicht als Glied der christlichen Kirche. Es ist das nicht seine Schuld; er hat längst sich ehrlich ausgesprochen und in seinen Schriften die Alternative gestellt: Christlich oder modern. Um so verwunderlicher ist es, wenn man ihn trotz seiner bekannten Stellung — sie wird doch den betreffenden Herren sicherlich bekannt sein — zu diesem Vortrag aufgefordert hat.

Für Zieglers persönliche Stellung ist mir maßgebend seine prächtige Geschichte der Ethik. In der Einleitung zum zweiten Bande dieses Werkes, der die Geschichte der christlichen Ethik behandelt, bezeichnet er es S. VIII (ich zitiere nach der ersten Auflage, da ich hierorts kein Exemplar der zweiten auftreiben konnte) als seine Lebensaufgabe, einen Neubau der Ethik aufzurichten, in den von dem Gebäude der christlichen Ethik wohl „mancher Stein eingefügt“ werden wird, aber „nicht einer auf dem anderen“ bleiben kann. Am Schlusse desselben Bandes bezeichnet er es als fraglich, ob die in Luther gegen mönchische Askese, Bildungshaß und Weltfeindschaft reagierende und zur Anerkennung des pflichtmäßigen Handelns als eines sittlich wertvollen Thuns führende Weltoffenheit „vereinbar“ ist mit seiner Anschauung von der menschlichen Unfreiheit und Sündhaftigkeit und seinem Glauben an die Unentbehrlichkeit der göttlichen Gnade. „Noch viel fraglicher“ ist ihm, ob mit unserer modernen Weltanschauung die christliche noch fernerhin bestehen kann. Er verneint diese Frage zunächst nicht, vermag sie auch einstweilen weder zu bejahen noch zu verneinen, weil wir „noch mitten in der Entwicklung stehen und nicht wissen, ob diese moderne Bildung, die jedenfalls noch mit tausend Fäden im Christentum wurzelt, diese mehr und mehr zerreißen oder, so unwahrscheinlich es ist, sie aufs neue fester knüpfen muß, nicht will.“ Eine nähere Auseinandersetzung mit der christlichen Ethik hat er auf den dritten, bisher noch nicht erschienenen, Band verschoben; aber daß auch dieser keine andere Lösung bringen wird, ist ihm gewiß. Die moderne Ethik wird von der christlichen unabhängig sich aufbauen, wenn sies vermag; sie wird sich an sie anlehnen, wenn sie muß. Denn die moderne Bildung ist „human, ist nicht religiös“ (S. 591).

Was das geschichtliche Verhältnis des Christentums zu der heute als modern acceptierten Weltanschauung anlangt, so ist es Ziegler zunächst leicht, den Nachweis zu führen, daß in dem geschlossenen System des mittelalterlichen Katholizismus kein Raum war für moderne Forderungen, und daß deshalb die notgedrungene Abfindung mit den in jeder Zeit neu auftauchenden Weltpflichten nur durch Zuhilfenahme eines außerhalb des katholischen Christentums liegenden modern-ethischen Momentes möglich wurde. Daß auch der protestantische Pietismus der modernen Bildung „nicht nur ohne Verständnis, sondern geradezu feindlich gegenübersteht“, begründet Ziegler selbst mit der Irreligiosität der modernen Bildung. Nur in Luther und nach ihm in einer Richtung des Luthertums wurde die Kluft zwischen human oder modern und christlich überbrückt, und die Forderungen der Humanität wurden gerade aus dem tiefsten christlichen Gemüt heraus anerkannt. Aber daß das nur eine glückliche Inkonsequenz ist, scheint Ziegler wahrscheinlich; denn Luthers Glaubensanschauungen, gerade das also, was den Menschen und Reformator Luther geboren hat, stehen diametral den Voraussetzungen entgegen, auf denen die moderne Lebens- und Weltanschauung sich aufbaut. So bleibt nur die Frage übrig,

ob das Christentum, nicht das Christentum, wie es in einzelnen Persönlichkeiten, Gruppen oder Zeiten Gestalt gewonnen hat, sondern das Christentum, wie es seinem Ursprung und Wesen nach ist oder sein müßte: ob dieses das moderne Leben in sich aufzunehmen und zu beherrschen vermag. Ziegler stellt diese letzte Frage und sagt ausdrücklich, daß er dabei „jetzt nicht mehr die engbeschränkten Gedanken des Pietismus“ ins Auge fasse, sondern an „das Christentum selbst in seiner ganzen Tiefe und Höhe, in seiner ganzen Gewalt und Kraft, in der ganzen Einfachheit seines ursprünglichen Wesens wie in der reichsten und vollsten Ausgestaltung desselben, wo immer diese zu treffen sei“, denke. Und nun giebt er die bereits erwähnte Antwort, welche die Möglichkeit der Vereinigung von „christlich“ und „modern“ mehr als zweifelhaft erscheinen läßt. Er kann keine andere Antwort geben, denn für ihn ist der mittelalterliche Dualismus in der Weltanschauung „nicht bloß katholisch“, sondern „echt christlich“ (S. 591). „Der mystisch-transzendentale Charakter dieser mittelalterlichen Frömmigkeit“, aus welchem der ethische Dualismus entspringt, ist schon den ersten Urkunden des Christentums aufgedrückt und gehört im Lebensbilde Christi „zu den am besten bezeugten Zügen.“

Resultat: Das Christentum, soweit es die Augen nicht schließt vor dem modernen Leben, kann es nach Ziegler nicht zu einer einheitlichen Lebensanschauung bringen; wie weit das Christentum zurückgedrängt werden muß, damit die Baumeister einer geschlossenen modernen Ethik den nötigen Raum gewinnen, darüber ist sich Ziegler noch nicht klar. Auch bei der Herausgabe der zweiten Auflage seines Werkes konnte er darüber noch nichts Gewisseres sagen. Dieses Schwanken hat seinen Grund sicher in der Pietät, die Ziegler überall in seinen Schriften dem Christentum als geschichtlicher Größe entgegenbringt; wir werden es ihm alle hoch anrechnen. Aber wie kann er denn, solange er selbst schwankt, christlichen Geistlichen sagen, welche Anforderungen das moderne Leben an ihre Ausrüstung stellt? Und wenn er überzeugt ist, daß der Dualismus dem Christentum wesentlich anhaftet: wie kann er dann eine geschlossene Weltanschauung noch dazu als Allererstes von einem modernen Christen fordern? Wenn er aber doch diese einheitliche Lebens- und Weltanschauung als notwendige Voraussetzung einer richtigen Bethätigung im modernen Leben erklärt: welches ist dann diese Weltanschauung? ist sie christlich oder modern?

Warum Professor Ziegler gerade um diesen Vortrag auf der Jahresversammlung eines christlichen Vereines, die doch immer mehr oder minder programmatischen Charakter trägt, gebeten wurde, ist unerfindlich. Seine wissenschaftlichen Anschauungen kennt man doch, zumal in der Pfalz, wo der „Protestantenverein“ die gesamte Wissenschaft in Generalpacht genommen hat! Wie wunderschöne Vorträge mehr geschichtlicher Art hätte Ziegler halten können! Sollten die Obersten der Zehntausend der in meiner pfälzischen Heimat so häufigen Verwechslung von politischem und kirchlichem Liberalismus zum Opfer gefallen ein? . .

A Schowalter

Ignatius von Loyola und die geistlichen Uebungen

In unserm politischen und sozialen Leben werden wir oft genug an die Jesuiten erinnert. Auch in der litterarischen Welt ist, ganz abgesehen von den Schriften des Grafen Hoensbroech, der Jesuitenorden in letzter Zeit häufig Gegenstand der Erörterung gewesen. Vor kurzem ist das Werk von L. Witte über Friedrich den Großen und die Jesuiten in zweiter Auflage (Halle, E. E. Müller, 2 Mk.) erschienen, in dritter schon die „Jesuitenfabeln“ von B. Duhr, S. J., angeblich das beste Gegengift gegen die protestantischen „Geschichtslügen.“ Wiederum von protestantischer Seite trat E. Gothein in die Schranken mit seinem bedeutenden Buche über „Ignatius von Loyola und die Gegenreformation.“ Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist es zu begrüßen, daß auch von altkatholischer Seite das Wort ergriffen worden ist. In dem ersten Hefte der „Geschichtswahrheiten“ zeigt Karl Goetz, wie die Jesuiten die geschworenen Feinde des Protestantismus sind, und richtet sich gegen Duhr, der schon vorher im Deutschen Merkur von sachkundiger protestantischer Seite widerlegt worden war.

Wer bei diesem Streit der Meinungen sich ein eigenes Urteil bilden will, muß das Wesen des Jesuitenordens zu erkennen suchen. Dieses aber kann er am besten, wenn er die Exercitia spiritualia, die „geistlichen Uebungen“, das Grundbuch der Gesellschaft Jesu in die Hand nimmt. Diesem gelten die folgenden Ausführungen.

1

Den Grundstock des Buches bilden die Aufzeichnungen der Erlebnisse, die Ignatius, der Gründer des Ordens, in Manresa gehabt hat. Wie ist er dorthin gekommen?

Am Hofe Ferdinands des Katholischen aufgewachsen, hatte er, der Sproß eines der edelsten Geschlechter Spaniens, seine Seele erfüllt mit den Idealen des spanischen Rittertums: diese waren Bekämpfung der nichtchristlichen Völkerschaften auf der pyrenäischen Halbinsel und in Arabien, sowie treue Hingebung an König und Vaterland. Glänzend bewährte Ignatius die letztgenannte Tugend im Kampfe vor Pamplona, der Hauptstadt von Navarra, wo es sich darum handelte, ein französisches Heer an der Vereinigung mit den aufständischen Comunidades zu hindern. Alle Offiziere stimmten für Aufgabe des Kampfes, nur Ignatius war für entschlossenen Widerstand, und sein Beispiel riß die andern mit fort. Freilich, sie verbluteten sich umsonst, Ignatius selbst wurde an beiden Schenkeln schwer verwundet. Die Franzosen ehrten seine Tapferkeit und ließen ihm sorgsame Pflege angedeihen, bis er auf sein Väterschloß Loyola, nahe der Stadt Azpeitia im Baskenlande, geschafft werden konnte. Während er hier seine völlige Genesung abwartete, vertiefte er sich aus Mangel an andrer Lektüre in ein „Leben Christi“ und eine „Blütenlese der Heiligen“. Seine glühende Phantasie malte sich das Gelesene glänzend aus, und immer mehr beschäftigte ihn der Gedanke, „welchen Dienst er wohl der erlauchten Frau (der Maria) leisten könne, wie er in die Stadt komme, in der sie war, wie er sie anreden solle, mit welchen Scherzen und Witzen er sich ihr nähern wolle.“ Oder er dachte nach über die Thaten eines Franziskus und eines Dominikus und fragte sich: Wie, wenn ich dasselbe thäte wie diese Männer?

So gestimmt, schied er aus der Heimat. Der Montserrat, der heilige Berg Arragoniens, war das Ziel seiner Reise. Immer beschäftigten seine Gedanken die Thaten, die er Gott zu Liebe thun wollte: ähnlich sollten sie sein denen, die er im Amadis von Gallien gelesen, nur christlicher Art. Darum hängt er am Altar der Maria seine Waffen auf, dann hält er die Nacht hindurch, abwechselnd stehend und knieend, Fahnenwacht; jetzt ist er Ritter der heiligen Jungfrau. Nun wendet er sich dem Dominikanerkloster Manresa zu, um dort als Eremit zu leben.

Hier gewinnt eine andre Gedankenreihe mehr und mehr Macht über Ignatius. Auf seinem Krankenlager hatte er wohl auch schon Betrachtungen über sich selbst und sein vergangenes Leben angestellt. Jetzt wiederholt er sie, und sie drücken ihn gewaltig nieder. Nicht Beichte, nicht Selbstpeinigungen geben ihm Frieden, nur zuweilen fühlt er sich erleichtert, wie Jemand, dem ein schweres Kleid von den Schultern genommen wird. Die genannten Selbstbeobachtungen und Selbstqualen zeigen uns Ignatius als den Schüler der Mystik, die damals in Spanien viele begeisterte und würdige Anhänger besaß. Nach diesen Uebungen, besser gesagt, in ihrem Gefolge, hatte er Erleuchtungen, die ihn dem Göttlichen nahe brachten: auch darin ist er ein echter Mystiker. Als er einst, so lesen wir in den ältesten Berichten über sein Leben, in Manresa der Messe beiwohnte, sah er beim Emporheben des Leibes des Herrn (der Hostie), wie weiße Strahlen vom Himmel herniederkamen; es war Christus, der in das heilige Sakrament herabstieg. Oder er sah, mit seinem inneren Auge, Christi Menschheit, oder das Geheimnis der Dreieinigkeit. Durch diese Gesichte wurde er

so gestärkt, daß er sich entschloß, wenn es nötig sei, für sie zu sterben.

Zu eben dieser Zeit, so lesen wir in den Quellen, wo dem Ignatius diese Erscheinungen zu Teil wurden, schrieb er das Buch von den geistlichen Uebungen auf Grund der genauen Beobachtung dessen, was er erlebt hatte. Diese Worte bedürfen allerdings der Einschränkung: seine jetzige Gestalt hat das Buch erst im Laufe mancher Jahre erhalten. 1548 wurde das Ganze in einer aus dem spanischen Original gefertigten und von Paul III. approbierten Uebersetzung in Rom zum ersten Male gedruckt. Wir richten uns nach der handlichen Ausgabe, die 1855 in Regensburg erschienen ist.

2

Daß Ignatius Vorbilder gehabt hat bei Abfassung seiner „geistlichen Uebungen", unterliegt keinem Zweifel. In der Chronik des Klosters Windesheim (Niederlande) habe ich von geistlichen Uebungen gelesen, auch ähnliche Gedanken, wie sie in dem uns beschäftigenden Buche vorkommen. Den ebenfalls dort erwähnten Thomas von Kempen, vielmehr dessen „Nachfolge Christi" hat Ignatius gekannt. Er nennt dieses Buch den wahren „Wadenmuskel des Geistes". Von den Benediktinern wird das Werk ihres Genossen Garcia Cisnero als Vorlage für Ignatius betrachtet. Mag er nun diese oder jene Schrift benutzt haben: jedenfalls hat er das nicht sklavisch gethan, er hat Allem seinen Geist eingehaucht. Der Spanier, der Soldat wie der Mystiker, ist in seinem Werke überall wieder zu erkennen.

Gehen wir nunmehr auf den Inhalt des Buches näher ein. Unter geistlichen Uebungen versteht Ignatius „jede Art der Gewissenserforschung, des Nachdenkens über geistliche Dinge, der Betrachtung, des inneren und äußeren Gebets, schließlich alle andern geistlichen Verrichtungen. Denn wie Spazierengehen, Reisen, Laufen körperliche Uebungen sind, so nennt man geistliche Uebungen die Thätigkeit, mittels deren man die Seele vorbereitet und fähig macht, alle unordentlichen Leidenschaften auszurotten und dann in Bezug auf seine Lebensführung und sein Seelenheil den Willen Gottes zu suchen und zu finden." Um diese Fähigkeit zu erlangen, muß der Mensch alle Geisteskräfte, Gedächtnis, Intelligenz (gemeint ist die Phantasie) und insbesondere den Willen ausbilden. Diese Ausbildung geschieht unter der Aufsicht eines erfahrenen Exerzitienmeisters, der den Seelenzustand seines Schülers (wir wollen ihn weiterhin nach Moritz Ritter „Exerzitand" nennen) genau kennen lernen muß und sanft mit ihm verfahren soll. Die Uebungen währen gewöhnlich dreißig Tage. Der Exerzitand erlebt in dieser Zeit innerlich Alles, was den Inhalt der katholischen Dogmatik bildet, vom Abfall von Gott an bis zur Wiedervereinigung mit ihm durch Christus, dessen Leben und Leiden den Mittelpunkt von Allem bilden.

In unserm Buche sind die Betrachtungen auf vier Wochen verteilt. Die der ersten Woche bezwecken die allgemeine Gewissenserforschung behufs Reinigung der Seele und des Bekenntnisses der Sünden. Jeder Betrachtung geht ein vorbereitendes Gebet voraus, es folgen zwei „Präludien."

Die erste Betrachtung gilt der Sünde. Der Exerzitand hält sich vor, wie die Engel, wie die ersten Menschen fielen, wie alle Menschen heute noch fallen und dafür büßen müssen. Daran reiht sich ein Gespräch mit Christus, der am Kreuze hangend vorgestellt wird; es läuft hinaus auf die Frage, was der Mensch thun muß, um rein zu werden. Der Ton der Unterredung ist der eines Freundes zum Freunde, oder eines Dieners zum Herrn.

Die zweite Betrachtung besteht darin, daß der Exerzitand sich *seine* Sünden nach Zeit und Ort und allen möglichen Nebenumständen ins Gedächtnis ruft, daß er alsdann ihre Häßlichkeit sich vorhält und sich sagt, wie wenig er doch bedeute, verglichen mit der ganzen Menschheit, wie wenig diese wieder im Vergleich mit allen Engeln und Seligen; endlich, wie nichtig die ganze Schöpfung sei gegenüber dem Schöpfer. Jetzt lenkt er seine Aufmerksamkeit auf sich und erkennt sich als Geschwür und Pestbeule, aus der so viel Sündengift ausströmt. Aber alsbald erhebt er sich wieder zum Anschauen Gottes, stellt sich dessen Vollkommenheit, seine Macht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit vor, um im Hinblick auf seine eigene Unvollkommenheit auszubrechen in den Aufschrei: Wie haben mich alle Kreaturen (die einzelnen sind aufzuzählen) so lange ertragen und am Leben erhalten können, wie haben mir Himmel, Sonne, Mond und andre Gestirne, wie die Elemente und Alles, was lebt, statt mich gebührend zu strafen, dienen können? Wie ist es möglich, daß sich die Erde nicht aufgethan und mich verschlungen hat und tausend Höllen sich aufgeschlossen, daß ich da büßen müßte? Den Schluß dieser Betrachtung bildet ein Gespräch, in dem Gottes unendliche Barmherzigkeit gepriesen und ihm Dank gesagt wird dafür, daß er trotzdem den Sünder erhalten hat; zugleich gelobt dieser, sich zu bessern.

Es verrät den Meister, daß Ignatius diese zweite Betrachtung mit ihren erschütternden Einzelheiten zweimal wiederholen läßt, denn Gedächtnis, Phantasie, Wille werden hier trefflich geschult. Abwechslung läßt er insofern eintreten, als dem Exerzitanden gestattet wird, bei den Punkten länger zu verweilen, die ihn besonders ergriffen oder erschüttert oder getröstet haben, und als er sich in drei Gesprächen an Maria, Christus und an Gott wenden soll.

Die fünfte und letzte Betrachtung der ersten Woche stellt dem gnädigen Gott den zürnenden entgegen, der die Sünder in der Hölle fürchterlich straft. Hier sind die Präludien beachtenswert. Das erste leitet den Menschen an, sich die Länge, Breite und Tiefe der Hölle vorzustellen, das zweite sich die Strafen der Verdammten zu vergegenwärtigen, damit, „wenn ich einmal die göttliche Liebe außer Acht lassen sollte, *mich wenigstens die Furcht vor der Strafe von Sünden abhielte*."

Nun folgt die Ausmalung. Der Exerzitand sieht das gewaltige Feuer, er hört die Schmerzensrufe und Lästerungen der Verdammten, er riecht den Schwefel, er schmeckt die Bitternisse der Thränen, des Gewissenswurmes, er fühlt das Feuer, das die Seelen umleckt. Alles dieses hindert aber Ignatius nicht, den Betrachtenden aufzufordern, sich zu gleicher Zeit mit dem Erlöser, der als sein Begleiter gedacht wird, darüber zu unterreden, warum diese Seelen verdammt sind, und ihm zugleich zu danken, daß er *ihn* bis heute in der Gnade erhalten hat.

In den Zusätzen zu den Uebungen der ersten Woche wird noch besonders betont, daß man während ihrer bald sich zu Boden werfen, bald sitzen oder stehen, überhaupt sich äußerlich so halten soll, wie man am ehesten sein Ziel erreichen zu können hofft. Ist die Uebung zu Ende, so soll der Exerzitand sitzend oder umherwandelnd ungefähr eine Viertelstunde überlegen, ob ihn die Betrachtung gefördert hat. War der Erfolg gering, so soll er nach den Gründen forschen und unter Reuebezeugungen Besserung geloben; war der Erfolg gut, so soll er Gott danken und sich vornehmen, auch in Zukunft so zu handeln. Alle erheiternden Gedanken, etwa an Christi Auferstehung, sind bei diesen Uebungen der ersten Woche zu unterdrücken. Ebenso ist alles Licht von dem Raume, wo die Uebungen vorgenommen werden, abzuschließen; zu lachen und Scherze zu machen ist unbedingt verboten; auch muß man den Anblick Andrer meiden, es müßte denn Jemand zu begrüßen sein. Entziehung der Nahrung, Selbstpeinigung, Geißelung befördert den Nutzen der Uebungen.

Wie Gothein berichtet, hat Ignatius in späterer Zeit öfters eingeschärft, „daß den nicht besonders Ausgewählten nur die Uebungen der ersten Woche mitgeteilt werden sollen". Gerade sie enthalten die größten seelischen Erschütterungen, aber auch nur diese, und nicht die Präparierung der Seele zu einzelnen Tugenden, also auch nicht die spezialisierte Bekämpfung der Leidenschaften; sie führen nur, wie andre mystische Anweisungen, „bis zum Zustand der Gelassenheit, also der allgemeinen passiven Empfänglichkeit."

Wenn wir in der Sprache der Mystik reden, so verfolgt der Exerzitand in der ersten Woche den Weg der *Reinigung*, in der zweiten und dritten den der *Erleuchtung*. Bei der

Darstellung der in diesen Wochen anzustellenden Uebungen können wir uns viel kürzer fassen.

Jede der vorgeschriebenen Betrachtungen soll eine bestimmte Tugend ausbilden; der Exerzitand darf nicht eher ruhen, als bis er sie gewonnen hat; über die einzelnen Etappen auf dem Wege zum Ziel muß er genau Buch führen. Als Vorbild soll er sich Christum vorhalten, dessen Leben deshalb im Einzelnen betrachtet wird: denn so wird die höchste Klarheit gewonnen über den guten Weg. Das erste Präludium der zweiten Woche bezweckt die genaue Vergegenwärtigung des Schauplatzes, auf dem sich Jesu Leben und Wirken abgespielt hat. Gerade für diese Forderung ist der Aufenthalt des Ignatius in Palästina Anlaß gewesen. Damals haben seine Gedankenbilder „den unentbehrlichen festen Boden“ gewonnen, gleichsam den landschaftlichen Hintergrund. Das zweite Präludium der zweiten Woche fordert auf zum Gebet an Gott, er möge uns bereit machen zu hören, wenn Christus ruft, und fertig, ihm zu folgen.

Dann wird der Exerzitand angeleitet, sich einen irdischen König vorzustellen, der seinen Unterthanen den Entschluß mitteilt, alle Länder der Ungläubigen seinem Szepter zu unterwerfen. Wer ihm folgen wolle, müsse sich ganz nach ihm richten in Nahrung, Kleidung und allem Andern; müsse auch allen Strapazen, Wachen und sonstigen Leiden sich unterziehen; Jeder werde, seinen Leistungen entsprechend, am Sieg und am Glück des Herrschers Teil haben. Sofort muß jeder treue Unterthan zu der gebührenden Antwort einem so liebevollen König gegenüber bereit sein. Wer seinem Herrn nicht folgt, der verdient herben Tadel als Feigling. Was von dem irdischen König gilt, das trifft noch viel mehr bei Christus und dessen Reich zu; um so mehr muß man ihm folgen, je höher er äußerlich und innerlich steht als alle andern Herrscher. Ein Gebet, in dem der Exerzitand sich seinem Herrn Christus ganz hinzugeben gelobt, beschließt die Betrachtungen über das Reich Christi.

Aus den folgenden Betrachtungen scheint mir am beachtenswertesten zu sein die des vierten Tages, wo Christus dem Luzifer gegenübergestellt wird. Christus befindet sich auf einem weiten Felde vor Jerusalem, Luzifer auf einem solchen bei Babylon. Da sitzt er auf einem feurigen Throne, schrecklich anzusehen. Von da sendet er seine Diener aus, den Menschen zu schaden. Mit Stricken und Ketten ziehen sie diese in die Sünde und erregen in ihnen die Lust nach Reichtum und weltlichen Ehren. Christus dagegen ist in seinem ganzen Aufzuge ein Bild der Demut und lieblich anzusehen. Seine Apostel mahnen die Menschen zur Armut und Demut und Selbstverleugnung. Wer ihnen folgt, der ahmt Christus wahrhaft nach und der erwählt den besten Beruf, den es giebt.

Die dritte Woche ist der Betrachtung des L e i d e n s Christi gewidmet. Die einzelnen Stationen des Leidensweges malt sich der Exerzitand aus nach der Geschichte. Schmerz, Trauer und Thränen seinerseits begleiten den duldenden Heiland. In dieser Woche ist ganz besonders Maßhalten im Essen und Trinken geboten.

In der vierten Woche gelten die Betrachtungen der Auferstehung Jesu. Hier atmet Alles Freude. Der Exerzitand erlebt jetzt die V e r e i n i g u n g mit seinem auferstandenen und erhöhten Herrn.

So sind die drei Wege der Mystik, R e i n i g u n g, E r l e u c h t u n g und V e r e i n i g u n g mit Gott durchlaufen.

3

Aber damit begnügt sich Ignatius nicht. Ihm ist die Mystik nur Mittel zu einem höheren Zwecke: dem Gehorsam gegen die Kirche, „deren Vorschriften man in Allem zu beobachten hat, wo nicht ein triftiger Hinderungsgrund vorliegt.“ Gerade die Mystik ist oft andre Wege gegangen als die Kirche, Ignatius selbst hat diesen Verdacht in Spanien und in Frankreich erregt, auch in Rom; er ging jedoch immer ungefährdet aus den Untersuchungen hervor. Vielleicht haben ihn diese Erfahrungen veranlaßt, die oben angeführten Worte an den Schluß der Weisungen für die vierte Woche zu setzen. Damit dieser Gehorsam um so sicherer geleistet wird, zwängen die geistlichen Uebungen den Exerzitanden in eine bestimmte Gedankenrichtung hinein; er wird geistig in „spanische Stiefel“ eingeschnürt; er soll lernen, gelassen und seiner selbst mächtig zu sein und sich einem fremden Geiste völlig unterzuordnen. Dazu gehört ein gewaltiger Willensentschluß. Und wer sich dazu durchgearbeitet hat, der ist dann auch, wo es äußere Thaten gilt, bereit, sich den Befehlen eines Höheren zu fügen. Wie der Soldat einexerziert wird, um in der Hand des Führers ein gefügiges Werkzeug zu sein, so werden in der Genossenschaft Loyolas die einzelnen Mitglieder durch den „Soldatenkatechismus“, durch die geistlichen Exerzitien ausgebildet, um ihrem Haupte bedingungslos zu folgen. Als General seines Ordens hat Ignatius Jeden kommandiert, wie es der General in der Schlacht thut, Gehorsam heischend zu jeder That im Dienste des Ordens und der katholischen Kirche.

Anfangs hatte er sich selbst als Feld seiner Thätigkeit das heilige Land ausersehen: dort wollte er, der frühere spanische Ritter, Mission treiben unter den Ungläubigen. Der Franziskanergeneral verbot ihm den Aufenthalt in Palästina. 1537 plante er trotzdem mit seinen ersten Genossen dieselbe Reise zu demselben Zweck. Aeußere Gründe machten die Ausführung unmöglich. Nun ersah er sich Italien als Operationsbasis für seine fernere Wirksamkeit, zunächst für ein Jahr, dann für immer, um im Gehorsam gegen den Papst zur Ausbreitung der katholischen Kirche und zum Heil der Seelen zu wirken.

In der Approbationsbulle der Compagnia di Giesu, des „Fähnleins Jesu,“ die Papst Paul III. am 27. September 1540 ausstellte, heißt es § 6:

> Alle Befehle des Papstes müssen ohne Ausflüchte und Entschuldigung ausgeführt werden, mag er uns nun befehlen, zu den Türken zu gehen oder zu den Indern oder s o n s t i g e n H ä r e t i k e r n u n d S c h i s m a t i k e r n.

Um, wie bereit, so auch stets fähig zu sein zu dem angegebenen Dienste, hat Ignatius, auch darin über die Mystik hinausgehend, die Selbstkasteiung mehr und mehr zurückgestellt; dasselbe gilt für den Orden.

Welche Kraft den geistlichen Uebungen innewohnte, erfuhr Ignatius in besonderem Maße, als er in Paris studierte. Den Savoyarden Petrus Faber nahm er dort zuerst in die Kur; erst nach vierjähriger methodischer Behandlung weihte er ihn in die Gesamtheit der Exerzitien ein. Mit welchem Erfolge, werden wir gleich sehen. Als Zweiten gewann er Franz Xavier, den großen Missionar Indiens, der Dritte im Bunde wurde Lainez, der mit dem Vierten, mit Salmeron, eine bedeutsame Rolle auf dem Konzil zu Trient spielte. Noch gehörten zu den ersten Genossen Bobadilla und Rodriguez.

Als der Meister 1538 mit Faber und Lainez nach Rom gepilgert war, sah er seine vornehmste Aufgabe wieder in der Mitteilung und Einübung der geistlichen Exercitien und gewann damit zuerst Gunst und Ansehen bei vielen einflußreichen und gelehrten Leuten. Diesen hatte die Renaissance als höchste Aufgabe die Ausbildung des Individuums nach allen Seiten gestellt: Ignatius erstrebte mit seinen Uebungen, wie wir wissen, dasselbe, wenn auch zu einem bestimmten Zwecke. In seinem Gefolge war es möglich, „gebildet und fromm“ zu sein. Auch unterstützte ihn bei seinen Bestrebungen die Fähigkeit, sich allen Ständen anzupassen.

4

Uns interessiert schließlich am meisten, was die geistlichen Uebungen in unserm Vaterlande ausgerichtet haben. Jay, Bobadilla und Peter Faber wurden 1541 von Ignatius dem päpstlichen Legaten Morone zur Verfügung gestellt; sie sollten „durch die Exerzitien die schwankende Bevölkerung im katholischen Glauben kräftigen.“ Faber wurde von Morone nach Speier und Mainz und in das ganze Rheinland deputiert, um „mit Wort und Beispiel für Christus zu wirken“. Den Erfolg dieses Wirkens bezeugt der Prior der Karthause von Köln, Gerard Hammond, in den Worten, Faber behandle in wenigen Tagen den Geist so, daß er sich von den Geschöpfen ganz und

dauernd Gott zuwende. Und Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit, schrieb von Mainz aus, wo er von Faber bearbeitet wurde, nach Köln:

Was mich betrifft, so kann ich nicht sagen, wie unter jenen geistlichen Uebungen mein Herz und Sinn sich verändert, wie mein Geist von neuen Strahlen der göttlichen Gnade erleuchtet ist, und wie ich mich von einer geradezu neuen Kraft ergriffen fühle, so daß die Fülle der göttlichen Gnade auch in meinen Körper überströmte, und wie ich mich wie neugestärkt und wie umgewandelt fühle.

Dies waren die Wirkungen der geistlichen Uebungen bei Begründung der Gesellschaft Jesu. Noch heute üben sie den größten Einfluß aus, noch heute führen sie dem Jesuitenorden seine Mitglieder zu, werden auch von Nichtjesuiten in abgekürzter Form angestellt.

Zum Schluß sei mir gestattet, zur Charakteristik des Ignatius einige Worte von Erich Marcks anzuführen. In seinem „Gaspard von Coligny" spricht der bekannte Historiker S. 314 f von Calvins Briefen. Da heißt es u. a.: „In beinahe denselben Jahren (1558 f.) führte ein Mann, der ehedem unmittelbar nach Calvin Zögling des Pariser Kollegs Montaigu gewesen war, von Rom aus im Dienste schließlich ebenso absoluter und ebenso hochgehender Bestrebungen eine verwandte Korrespondenz geistlich-politischer Art. Aber wie unendlich fern steht, bei mancher Aehnlichkeit des Ziels, die nachgiebige, weltkluge Geschmeidigkeit Loyolas, seine höfisch absichtsvolle Demut und seine sittliche Weitherzigkeit den hohen Herren gegenüber, der rauhen Schärfe des Genfers!"

Rinn

Brief einer Augenzeugin über die Kriegsgreuel in Südafrika

Hochgeehrter Herr!*)

Mit größtem Interesse habe ich in der Christlichen Welt Ihren Briefwechsel mit dem englischen Bischof gelesen. — Ich danke Ihnen, daß Sie Alles thun, den verblendeten englischen Christen die Augen zu öffnen, sie wach zu rufen, daß sie auftreten sollen gegen das entsetzliche Vorgehen der englischen Nation in Südafrika. Man fragt sich befremdet: wie ist es möglich, daß Menschen, die die Bibel kennen, die vorgeben, Christi Nachfolger zu sein, solche himmelschreienden Verbrechen, wie sie seit mehr denn zwei Jahren in Südafrika geschehen, entschuldigen wollen? Ich habe mit meinen Kindern, die wir Farmer im Freistaat waren, manche Schrecken und Greuel des Krieges von Anfang an bis zum Mai 1901 mit durchlebt. Ich wünschte, ich könnte diesem Bischof gegenüber stehen, Auge in Auge sehen, ihm Alles, was wir erlebten, erzählen und ihn fragen, ob er noch Entschuldigungsgründe habe. — Wenn er sagt, daß nur die Farmen von den Engländern zerstört wurden, auf denen man auf die Engländer geschossen, so sage ich, daß man ihm Lügen erzählte, ist doch unsre Farm, sowie alle im weiten, weiten Umkreis von uns und Smithfield liegenden Farmen aufs schändlichste zerstört und verbrannt ohne Grund, ohne eine Ankündigung zu machen. Auf allen diesen Farmen war nie ein Schuß auf die Engländer gefallen. Nicht das Geringste konnte man retten, die Burenfamilien durften nicht einmal ihre Bibel, die Mütter nicht für ihre kleinen Kinder die nötigste Kleidung mitnehmen, obgleich wir und alle unsere Nachbarn zweimal den Neutralitäts-Schwur leisten mußten und Keiner nach dem die Waffe wieder aufgenommen hat; mein Sohn hat überhaupt niemals gegen England gefochten, sich stets gänzlich neutral verhalten. Trotzdem man uns und all den anderen Farmern versicherte, daß uns Leben und Eigentum geschützt werden solle, wurden auf den anderen Farmen alle Knaben von 9—12 Jahren gefangen genommen, fort vom Felde aus ihren Herden heraus, ohne daß sie den Eltern Lebewohl sagen konnten. In kurzen Zwischenräumen kamen dann immer wieder englische Truppen, Räuberbanden gleich, raubend, plündernd über die Farm gezogen. Bei den Engländern gilt nur das als Neutralität, wenn man ihnen Spionsdienste thut, die Buren auskundschaftet und verrät; das verlangten sie von Allen; nun, dazu gaben wir uns denn doch nicht her, wie ich alte Frau es ihnen auch offen sagte. — Immer drückender wurden die Zustände schon im November vorigen Jahres [1900], immer spürbarer der Mangel an Kleidung und Nahrung, aber man hielt tapfer aus in der gewissen Hoffnung auf Gottes Hilfe. Immer näher rückte die Alles vernichtende Kolonne, wie sie selbst sich nennen. Bis dieselbe am 12. März, nachdem im Januar schon Alles an Korn, Mehl, Kaffee, wärmerer Kleidung, Sätteln in Smithfield verbrannt und zerstört worden war, auch auf unserer Farm ein Zerstören und Verwüsten mit wahrhaft satanischer Freude, in greulicher Gemeinheit anrichtete. Das mühsam eingebrachte Korn loderte auf in hellen Flammen, alles Mehl wurde ins Wasser versenkt, die Mühle zerstört, alles Getier, bis auf die wilden Pferde und einige Kühe, getötet oder weggetrieben.

Plündernd und zerstörend waren 50 Soldaten im Hause, uns zur Eile antreibend; mit Dunkelheit wurden wir fortgeschleppt, auf höheren Befehl! Das Vorzeigen des uns vom Gouverneur zuerteilten protection pass war zwecklos. Dann kam, als wir schon auf dem Wege waren, Gegenbefehl, und wir mußten bleiben, bis drei Wochen später uns, außer den englischen Räubern, Schaaren von den Engländern bewaffneter Wilder*) überfielen, die Alles raubten, vernichteten — auf höheren Befehl. — —

Am Palmsonntag, Morgens 5 Uhr, hatten wir das Haus zu verlassen. Im endlosen Zuge, Soldaten, Kanonen, 50 Wagen, teils mit Unglücklichen, teils voll Proviant 2c., große Herden von Schafen, Rindern, unsere 200 wilden Pferde — mußten wir auf einen Lastwagen verpackt, mit 14 elenden Ochsen bespannt, uns fortschleppen lassen; von wie viel Not und Jammer hörte man da und wie viel Herzerschütterndes sah man mit eignen Augen. Da waren schutzlose Frauen und Kinder wie Vieh von den reitenden Soldaten fortgetrieben, während ihre Häuser in Brand gesteckt wurden, auf solchem Zuge brachen zwei junge Frauen zusammen und gaben armen, elenden Kindern das Leben.

Da sah man brennende Häuser, brennendes Korn, Hände ringende, flehende Frauen, die den brutalen Soldaten nicht folgen wollten, Kinder, die sich weinend an die Mütter klammerten. Mit demselben Vandalismus, wie sie es auf unserer Farm gemacht, zerstörten die Truppen auf den Farmen, die wir passierten, Alles, schlugen Alles kurz und klein mit unsern Aexten, trieben alle Herden fort. — O! in was für starre, thränenlose Augen habe ich da geschaut, welchen Jammer, welch ein Elend dieser Schutzlosen gesehen. — Am zweiten Tage unterwegs fand ein Gefecht mit den Buren statt. — 3½ Tage und Nächte wurden wir umher geschleppt, fort ging es in rasender Eile über sterbende Pferde und Ochsen, auch die stumme Kreatur schreit auf zu ihrem Schöpfer. — In Bethulie angelangt, wurden die Burenfamilien in schmutzige, oft ganz zerstörte, verlassene Wohnungen gesteckt. Wir*), die man visitors nannte, erhielten die gütige Erlaubnis, für eigne Rechnung Wohnung zu suchen, die in kleinen, düsteren Hinterstübchen mit Lehmfußboden gefunden wurde. Hier ließ man uns 5 Wochen lang auf einen Paß warten, der uns endlich durch die Vermittlung des deutschen Generalkonsuls zugestellt wurde. — Fast täglich

*) Der ohne unser Zuthun uns zugegangene Brief ist hier nur insoweit abgedruckt, als die Schreiberin uns versichern konnte, sie habe das selbst erlebt und gesehen; alles nur vom Hörensagen Berichtete wurde von uns gestrichen. Es lag uns auch das Tagebuch der Dame zum Vergleich vor; wir haben einmal den Brief daraus ergänzt. Der Brief hat seinen Wert gegenüber den Versicherungen der Engländer, wir Deutschen lögen uns die schrecklichen Dinge über ihre Kriegführung vor. Gewiß thun wir gut, nicht Alles zu glauben, was durch die Presse geht, aber nachgerade stehn uns verbürgte Berichte genug zu Gebote.

*) Tagebuch: Am Morgen des 29. zogen mehrere Räuberbanden in Garten und Hof umher (meist Afrikander schlimmster Sorte), in ihrem Gefolge Schaaren bewaffneter Kaffern und Hottentotten. Als ich englische Offiziere fragte: „Woher kommen diese bewaffneten Wilden?" erhielt ich zur Antwort: „Die gehören zu uns."

*) Als deutsche Reichsangehörige, die im Freistaat nicht naturalisiert waren.

wurden lange Züge Unglücklicher, Vertriebener, meist Frauen und Kinder, die man ja refugées zu nennen pflegt, eingebracht. Wie viel Jammer und Elend! Daß diese Unglücklichen — these things, wie die Engländer sich ausdrückten, — menschliche Wesen sind, der Nahrung bedürftig, hatte man in der humanen Weise englischer Kriegsführung nicht bedacht; mit Gewalt aus ihren Häusern vertrieben, wurden sie auf offene Viehwagen eng zusammen gepfercht verladen oder auch von den reitenden Soldaten wie Vieh vor sich hergetrieben, Tage lang ohne Nahrung gelassen.

Halb verhungert, ja wie Manche ohnmächtig vor Hunger, stumm und thränenlos im Uebermaß des Schmerzes und der Angst erreichten solche Unglückliche Tag für Tag Bethulie. Eine gelähmte Frau, die 5 Jahre nicht ihr Bett verlassen hatte, wurde auf höheren Befehl, von den in englischen Blättern als so vorzüglich geschilderten englischen Soldaten herausgerissen, auf schon beschriebenen Wagen Tage lang umhergeschleppt, wurde auf den vom strömenden Regen durchweichten Erdboden niedergelegt; händeringend bittet die Tochter bei der Mutter zu bleiben, ihr die lästigen Fliegen abwehren, ihr einen Trunk Wassers reichen zu können, vergebens! sie wird angedonnert und muß hinaus in den Camp am anderen Ende des Ortes. Tage lang liegt die alte, gelähmte Frau, Tags dem Sonnenbrand, Nachts der oft eisig scharfen Luft ausgesetzt, hilflos, schutzlos unter Qualen auf dem harten Boden des Feldes. Ich fand eine junge Dame aus unserer Nachbarschaft; sie nach der Mutter fragend, erhielt ich zur Antwort: „Wie danke ich Gott, daß sie gestorben, daß sie diese Zeit der Drangsal nicht mehr erleben muß!“ —

Als wir die dritte Woche in Bethulie waren, wurden diese Zeltlager außerhalb des Ortes errichtet: gleich die erste Nacht dort, 12 Personen in einem Zelt auf nacktem Erdboden zusammen gepfercht, wurden 3 Kinder geboren und wie viele Mütter mußten ihre Lieblinge sterben sehen, da lagen die kleinen Toten zwischen den geschlachteten Schafen, Alles durcheinander! ach wie gern hätten die Mütter ihren Kindern das Grab in dem steinharten Boden selbst gegraben. — Abends von meinem kleinen Hinterstübchen aus hörte ich von der einen Seite den Psalmengesang der unglücklichen Vertriebenen, von der andern Seite das wüste Toben und Brüllen der betrunkenen englischen Offiziere. Eines Tages, als wieder lange Züge dieser Unglücklichen eingebracht wurden, erkannte mein Sohn einen alten Engländer, der uns gut bekannt war; mein Sohn holte den alten Mann in unsere kleine Hütte, er sah elend, krank, zum Tode betrübt aus, kaum das Nötigste auf dem Leibe, mein Sohn gab ihm von seiner selbst so dürftigen Kleidung. Unter Thränen des Zornes und des Schmerzes erzählte uns der alte Busby seine Erlebnisse; meine Tochter und ich sagten: „Könnte doch die ganze Welt das Zeugnis (nur zu wahre Zeugnis) dieses alten Mannes über seine eigene Nation hören.“ — Wie so Vieles könnte ich Ihnen noch erzählen von der Unmenschlichkeit der Engländer, von dem Heldenmut der Burenfrauen, von ihrer Seelengröße, die es vermag, für den grausamsten, entmenschten Feind zu beten; ich habe aber so wie so Ihre Zeit und Geduld schon zu sehr in Anspruch genommen, und doch ist dies Alles ja nur ein verschwindend kleiner Teil von all dem Schändlichen, was geschehen und noch täglich geschieht. — —

Die Aerzte, die die verwundeten Buren verbinden, sind Verbrecher, sie wurden Landes verwiesen oder in Gefangenschaft gebracht, ebenso ergeht es den Predigern. — Wir haben Alles verloren, meines Sohnes Gesundheit, deretwegen wir in Südafrika waren, ist sehr geschädigt; ich durch die Strapazen so überanstrengt, daß ich meine Beine nicht gebrauchen kann. — — Diese Zeilen, verehrter Herr D., schrieb Ihnen Eine, die im Leben vielfach unter Engländern sich aufgehalten und bisher immer eine ausgesprochene Freundin der Engländer gewesen ist. —

Zur Polenfrage

Die Unverschämtheit, mit der die Polen im Auslande den Wreschener Schul-Skandal aufbauschen und ausbeuten, erschwert ungemein eine ruhige Prüfung der Dinge. Von dieser werden wir uns zwar durch Nichts abhalten lassen, aber doch liegt uns daran, die Debatte jetzt zu einem vorläufigen schnellen Abschluß zu bringen. Heute zwei Stücke aus dem ungemein reichen und interessanten Für und Wider der uns aus dem Wreschener Fall erwachsenen Korrespondenz. Zunächst die Zuschrift eines im Posenschen arbeitenden evangelischen Geistlichen:

Verehrter Herr Doktor!

Nachdem Sie Ihre eigene Stellung zur Wreschener Schulangelegenheit ausgeführt, auch in Nr. 1/1902 einer Gegenstimme das Wort erteilt haben, gestatte ich mir nachfolgende Ausführungen in der Hoffnung, daß dieselben nicht als ganz sachunkundig verworfen werden möchten.

Drei Sätze möchte ich jedoch meinerseits voranstellen: 1) Der preußische Staat befindet sich dem staatsfeindlichen Polentum gegenüber im Stande der Notwehr. 2) Eine Polentum und Deutschtum gleich befriedigende Lösung der Streitfragen ist unmöglich. 3) Das Wohl des Deutschtums in unseren Gegenden muß das erste Ziel der Staatsregierung sein.

Und nun zur Frage, ob der Religionsunterricht nicht prinzipiell in der Muttersprache zu erteilen sei. Hier kann ich mich den Ausführungen des Schulmannes in Nr. 1 nur völlig anschließen, nach denen der Religionsunterricht in der Sprache zu erfolgen hat, in welcher der übrige Unterricht erfolgt. Hierdurch erscheint die verständnisvolle Auffassung der religiösen Wahrheiten am meisten gesichert. Bei alleinigem polnischen Religionsunterricht schwebt dieser gewissermaßen in der Luft, entbehrt der Stütze der Sprachschulung in den übrigen Fächern. Und der deutsche Religionsunterricht trägt seine Früchte.

Ein mir bekannter Kreisschulinspektor hat es erfahren, daß die polnischen Schüler einer Knabenschule bei einer Revision das Gleichnis vom barmherzigen Samariter in deutscher Sprache tadellos aufsagen und über den Inhalt Rechenschaft geben konnten. In polnischer Sprache konnten sie es nicht aufsagen. In einer andern Schule konnte nur ein Mädchen dasselbe Gleichnis in polnischer Sprache aufsagen und der hatten es die Eltern beigebracht. Was geht daraus hervor? Ich meine dieses. Die polnische Umgangssprache der Kinder genügt nicht für den Religionsunterricht. Daher ist es richtiger, den Religionsunterricht in der deutschen Sprache zu erteilen, in der auch der übrige Schulunterricht erteilt wird.

Trotzdem würde ich mich bei normalen Verhältnissen für den Religionsunterricht in der Muttersprache entscheiden. Dabei bin ich jedoch von sentimentalen Regungen völlig frei. Ich halte auch das jetzt soviel gebrauchte Wort, die Kinder sollten in der Sprache Religionsunterricht empfangen, in der die Mutter sie beten lehrte, für eine sentimentale Redensart. Sie ist geeignet, in weiten Kreisen die Meinung zu erwecken, als führten die polnischen Mütter mit ihren Kindern ein wer weiß wie tiefes, inniges Gebetsleben. Man sollte nur die polnische Frau der niederen Volksschichten, um die handelt es sich ja meist, kennen! Das Sinnige und Innerliche fehlt ihr durchaus, dafür besitzt sie Unwissenheit, Aberglauben, Fanatismus, der zu Allem fähig ist, gedankenlose Unterwerfung unter den polnischen Propst in höchstem Maße. Wo die Frau des polnischen Arbeiters und kleinen Handwerkers mit ihren Kindern betet, werden es auswendig gelernte Gebete sein. Ueberhaupt denkt Niemand daran, den Eltern das Gebet mit den Kindern zu nehmen, das wird ihnen auch bei deutschem Religionsunterricht nicht gewehrt.

Jene normalen Verhältnisse aber, unter denen der Religionsunterricht in einer andern als der gesamten Schulsprache zu dulden wäre, sind hier nicht gegeben. Wohl sind sie in Rußland gegeben. Es ist mir jedenfalls nicht bekannt geworden, daß die baltische Bevölkerung heimlich oder offen den russischen Staat in seiner Existenz bedrohende Zwecke verfolge und den deutschen Religionsunterricht als Mittel dazu benutze. Sie können dessen sicher sein, die russische Regierung würde sich in diesem Fall nicht lange bedenken, auch den Religionsunterricht zu russifizieren. Und thäte sie es — das in unserem Volke immer zum Schaden des eigenen Stammes auf die Spitze getriebene

Rechtsgefühl würde wahrscheinlich — gar nichts dazu sagen, sondern es als berechtigt ansehen.

In unserer Provinz herrschen nun anormale Verhältnisse. Und zwar erst seit etwa zwei Jahrzehnten. Das polnische niedere Volk war früher ein ruhiges, stilles, lenksames Volk, wie Ihnen alle hiesigen älteren Beamten, die Distriktskommissarien voran, bestätigen werden. Jetzt ist die Zufriedenheit fort, die gegenwärtige Generation sieht im Deutschen den Todfeind. Die allpolnische Rundschau hat erst letztens erklärt, „es handle sich um einen Kampf auf Leben und Tod gegen das Deutschtum. Es ist eine Frage der gegenseitigen Vernichtung auf der gegebenen Fläche, eine Frage, die nur durch den gänzlichen Sieg der einen oder anderen Partei gelöst werden kann“. Das ist bitterster Ernst. Als Mittel zur Aufrichtung des polnischen Staates benutzt man den wirtschaftlichen Ruin des Deutschtums. Die polnische Bewegung ist aggressiv. Sie ist nicht durch despotische Knechtung des Polentums hervorgerufen worden, sondern dieses ist der Angreifer. Das möchte ich besonders betonen. Und um nun die Massen in den nötigen Fanatismus zu bringen, werden nicht nur Lügen über Lügen verbreitet, — die Wreschner Angelegenheit hat ja auch solche Lügen zur Folge gehabt, die unbegreiflicher Weise auch noch von Deutschen geglaubt werden — sondern auch Polonismus und Katholizismus identifiziert und nun verbreitet: die Religion ist in Gefahr und die Religion ist die polnische und nur der polnische Katholik sei ein Christ.

Hat nun die Regierung die Pflicht, dieser Bewegung entgegenzutreten oder nicht? Wie ist sie aber dem aggressiven Polentum bisher begegnet? Ich schweige ganz von der inkonsequenten Behandlung der Polen, die das Allerschlimmste ist, das man thun konnte. Ich möchte nur hinweisen auf die kulturellen Mittel, Theater, Bibliothek und Museum, von denen man eine Hebung des Deutschtums erwartet hat. Das Museum hat ja eine Bedeutung. Ist einmal das Deutschtum hier ausgerottet, vielleicht ließe dann das Polentum in dem Museum einige fossile Reste übrig zur Erinnerung, daß einmal der homo sapiens germanicus alias niemiec am Warthestrande gelebt habe. Die sogenannten kulturellen Mittel allein helfen hier nichts. Daher hat jetzt die Regierung andere Wege eingeschlagen. Sie sagen, um die Schule als politische Anstalt sei es ein eigenes Ding. Ich meine, die Schule ist eine eminente politische Anstalt. Wozu lehren wir denn Geschichte in der Schule? Etwa nur des toten Wissens wegen? Ich meine doch dazu, daß die Seelen der Kinder mit Vaterlandsliebe erfüllt werden. Die Schule soll nicht nur gute Rechner, Geographen, sondern auch gute Patrioten erziehen. „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“, das ist ja ein bekanntes Wort. So setzt denn der Staat bewußt bei der Jugend ein und hat den zur Stärkung der polnischen Propaganda benutzten polnischen Religionsunterricht in den Mittel- und Oberstufen aufgehoben. Es ist aber wohl nicht ganz unnütz hervorzuheben, daß auf den Unterstufen überall der Unterricht in der Religion in polnischer Sprache erteilt wird. Das gute Bewußtsein kann der Staat bei seiner Maßregel durchaus haben, daß die religiösen Interessen der Kinder nicht gefährdet sind. Daß die Kinder den religiösen Stoff in deutscher Sprache fassen können, dafür sorgt der Staat durch die möglichste Vervollkommnung des ganzen Unterrichts. Die polnische Sprache in allen Ehren. Der preußische Staat aber hat keine Verpflichtung, durch von ihm bezahlte Lehrer die polnische Sprache zu pflegen. Hat er es bisher gethan, es war ein großes Entgegenkommen gegenüber dem polnischen Teile. Die Herren Polen haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn der Staat jetzt andere Bahnen eingeschlagen hat.

Der Staat ist auf dem richtigen Wege. Freilich werden Früchte nicht über Nacht reif. Es ist deshalb nicht zutreffend, wenn Sie die Frage aufwerfen, wer bisher von der Einführung des deutschen Religionsunterrichts den Nutzen gehabt hat. Bisher scheinbar die Polen — aber, die Schuld daran trägt der preußische Staat, der den polnischen Frechheiten im Auslande gegenüber noch immer nicht die rechte Antwort gefunden hat, der es polnischen Grafen gestattet, die Kinder durch Weihnachtsbescheerungen und Ansprachen zum Widerstande gegen die Schuldisziplin zu ermuntern, der dem Erzbischof und Primas von Polen gegenüber für seine Uebersendung des Rosenkranzes an die wegen Landfriedensbruch von einem unabhängigen deutschen Gerichte verurteilte Piasecka noch nicht das rechte Wort gefunden, der den Widerstand der Eltern und Kinder noch nicht gebrochen hat.*) Geht unsre Milde noch weiter, dann allerdings kann die polnische Agitation von der Wreschner Angelegenheit den Nutzen haben. Das wäre aber kein Beweis, daß der eingeschlagene Weg falsch ist.

Von einem ohne Not vor den Kopf Stoßen der Polen ist keine Rede, von einem aufgeklärten Despotismus noch viel weniger. Daß polnische Kinder um ihres Ungehorsams willen mäßig gestraft werden, hat für mein Gefühl gar nichts Peinigendes. Peinlich ist allein die Thatsache, daß der Trotz des Polentums noch nicht gebrochen ist. Das beste Mittel gewährt das Fürsorgegesetz.

Endlich gestatten Sie mir den Ausdruck, daß es für mich peinlich gewesen ist, in der Christlichen Welt den Satz zu finden, „daß die Hakatistenpartei nach neuen, schärferen Antipolengesetzen ruft“. Hoffentlich ist die Zeit nicht allzu fern, in der jeder Deutsche dem Ostmarkenverein angehört. Ich persönlich halte es für eine Ehre dem großen nationalen Verbande anzugehören — also Hakatist zu sein.

In jedem Kampfe müssen die Waffen gleich sein.

Verzichten die Polen treu und ehrlich auf Mißbrauch der Religion zu national polnischen Zwecken — dann könnte vielleicht in späteren Jahren der Staat der Einführung des polnischen Unterrichts näher treten. Ob aber je das Polentum jenen Verzicht leisten wird? Wir werden es sicher nicht erleben.

Als Zweites die Zuschrift eines Staatsbeamten:

Verehrter Herr Pfarrer,

die Erwiderung des Schulmanns von der russischen Grenze auf Ihre Bemerkungen über die Vorgänge in Wreschen ist wohlthuend durch die schöne Begeisterung für den eigenen Beruf. Aber ich finde, daß gerade diese Begeisterung den Verfasser zu einer idealistischen Uebertreibung in Bezug auf das Recht und die Macht der Schule führt. Wer eine eigene langjährige Erfahrung davon hat, was die deutsche Volksschule auf einem fremden Sprachgebiete leisten kann, wird diesen hochgespannten Ansprüchen und Erwartungen schwerlich zustimmen.

Nach der Darstellung Ihres Opponenten gestaltet sich die Entwicklung eines Polenkindes in Zukunft so. Es kommt mit einem Sprachschatze von etwa 200 polnischen Wörtern, welche durchaus der niedrigsten Sphäre der Begriffe angehören, in die Schule. Dort wird es zu einem höheren Leben erweckt. Und zwar wird jener bescheidene Wortschatz in der Muttersprache nicht vermehrt, sondern alle weitere Entwicklung des kindlichen Geistes durch deutsche Worte vermittelt. In Folge dessen soll es nun nicht nur möglich, sondern sogar pädagogisch notwendig sein, den Religionsunterricht in deutscher Sprache zu erteilen, weil dem Kinde für alle höheren Funktionen des Intellekts nur deutsche Worte zur Verfügung stehen. Angenommen, dies wäre richtig: was wird dann aus dem Kinde, welches mit 13 oder 14 Jahren die Schule verläßt? Die Volksschule bringt, mit sehr seltenen Ausnahmen, die Kinder nicht so weit, daß sie sich später, etwa durch Lektüre, selbständig fortentwickeln, eine fremdsprachige Volksschule sicher nie. Die deutsche Kultur, welche die Volksschule in sieben oder acht Jahren geschaffen hat, wird nach der Schulentlassung, wenn das Kind in seine polnische Umgebung zurücktritt, nicht erhalten. Sie muß notwendig in wenigen Jahren zu Grunde gehen und mit ihr die nur deutsch gelehrte und aufgenommene Religion. Allerdings hat die deutsche Schule dann das negative Resultat erreicht, das Kind vor einer naturgemäßen intellektuellen und religiösen Ausbildung auf Grund der Muttersprache zu bewahren; aber dieses Resultat,

*) Wenigstens sind die photographischen Platten und 15 000 Photographieen endlich in Wreschen beschlagnahmt.

nicht Bildung, sondern Barbarei, kann, wie mir scheint, keinen Schulmann begeistern. Wenn aber diesem rein negativen Ziele auch die religiöse Erziehung geopfert werden soll, darf kein Christ das gutheißen.

Eine Bekämpfung der Muttersprache durch die Volksschule ist immer widersinnig. Denn nur durch die Entwickelung der Bildungselemente, welche die Muttersprache enthält, durch die Entfaltung und Vermehrung dieses ererbten, unbewußt aufgenommenen Schatzes von Gedanken und Gefühlen kann die Volksschule überhaupt Etwas leisten. Die fremdsprachige Volksschule ist immer eine Dressuranstalt. Ihre Scheinerfolge mögen das Herz eines strebsamen Schulinspektors erfreuen, den Freund des Volkes können sie nicht täuschen. Ihr Korrespondent stellt die Sache so dar, als wenn die Polenkinder kleine Affen wären, welche durch die deutsche Schule Menschen würden. Ich kenne die Polen nicht. Aber wenn die Kultur dort so tief steht, so ist Nichts weniger geeignet sie zu heben als Volksunterricht in fremder Sprache.

Es ist ein wahrer Fluch, der heute auf den Großstaaten lastet, daß sie durch eine fratzenhafte Verzerrung des Nationalitätsgedankens zu dem Streben geführt werden, Minderheiten fremder Nationalität, welche durch den Gang der Geschichte dem Staate einverleibt sind, ihrer Sprache berauben zu wollen. Wir empören uns darüber, wenn unsere Landsleute in Siebenbürgen und in den Ostseeprovinzen magyarischem und slavischem Rassenfanatismus zu unterliegen drohen — und, wo wir die Macht haben, gegen Polen und gegen Dänen folgen wir dem Beispiele jener Politik. Hier gilt wahrhaftig das Wort, das ebenso menschlich wie politisch ist: Was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen!

Einen Erfolg können alle jene ultranationalen Bestrebungen nur insofern haben, als es selbstverständlich möglich ist, einem Volksstamme die normale und allein lebensfähige Volksbildung auf dem Grunde der Muttersprache vorzuenthalten. Niemals aber kann dadurch etwas Positives geleistet, eine wirkliche Wandelung der Nationalität herbeigeführt werden. Denn es giebt eine Großmacht, welcher der mächtigste Staat nicht gewachsen ist. Das ist die Familie — die einzige Macht, welche im vollen Sinne des Worts von Gottes Gnaden ist, weil Natur und Ueberlieferung in ihr zusammentreffen. Auch die Kirche kann auf keinem andern Grunde auferbaut werden. Schulmeister und Priester sind lahm, wenn Vater und Mutter gegen sie stehen. Darum ist jeder Kampf gegen die Muttersprache gottlos. Wenn irgendwo, so ist hier der Punkt, wo die religiöse Weltanschauung ganz bestimmte, unabweisbare praktische Konsequenzen hat, auch für das politische Urteil. Wenn die Christliche Welt ihrem Namen und ihrem Geiste treu bleiben will, so muß sie auf diesem Gebiete nicht einem falsch geleiteten Nationalismus, sondern christlichem Humanismus dienen.

(Vorläufiger Schluß der Kontroverse in nächster Nummer)

Von der Deutsch-evangelischen Gemeinde in Rom

Ob den Lesern der Täglichen Rundschau wohl endlich bei den „Weihnachtsglocken aus Rom" zum Bewußtsein gekommen ist, in wie gewissenloser Weise ihnen die Nachrichten von der deutsch-evangelischen Gemeinde daselbst verfälscht werden? Ob ihnen nicht durch Ton und Inhalt dieser Korrespondenzen selbst die Augen geöffnet werden? Kann denn das eine gute Sache sein, für die mit solchen Mitteln gekämpft wird? Freilich, wie sollte der Verfasser oder Einbläser dieser Berichte sich seinen Gegnern gegenüber irgendwelchen Zwang auferlegen, da er die eigenen Freunde durch Vorspiegelung falscher Thatsachen hinterging, wie das von einem der Hintergangenen in der letzten Gemeindesitzung freimütig ausgesprochen wurde. Solchem Treiben eines verblendeten Agitators, der zu sehr vergaß, was er der evangelischen Sache, was er der jungen Gemeinde, was er endlich dem Pastor und Seelsorger dieser Gemeinde schuldete, sei die Adresse gegenübergestellt, welche am Weihnachtsabend Herrn Dr. Lang überreicht wurde. Unterschrieben ist sie von 47 Männern, unter denen man kaum einen der bekannteren Namen vermissen wird, wenn man bedenkt, daß aus naheliegenden Gründen Alles, was zur Kaiserlichen Botschaft und zu den Gesandtschaften gehört, um Unterzeichnung nicht angegangen wurde.

Hochverehrter Herr Pastor!

Ihnen als dem Pastor und Seelsorger unserer Deutsch-evangelischen Gemeinde und Vorsitzenden unserer Gemeinde-Versammlungen drängt es uns verehrungsvollen Dank auszusprechen für alle selbstverleugnende Mühe, welche Sie sich um das im Werden begriffene Gemeindewesen geben. Dazu veranlassen uns bedauerliche Vorkommnisse innerhalb eben dieser Gemeinde.

Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, welchen solche Anfänge auf fremdem Boden begegnen müssen; wir begreifen auch, daß, wo so verschiedene Elemente zu einem Ganzen sich verbinden sollen, Gegensätze der Ansichten und Meinungen zu Tage treten. Namentlich sehen wir ein, daß eine Lebensfrage wie die des Kirchbaus solche Gegensätze wecken mußte.

Bedauern aber müssen wir, daß der Gedanke, in Rom eine Deutsch-evangelische Kirche zu erbauen, ein Gedanke, der jedem deutsch denkenden Evangelischen recht und genehm sein muß, von Anfang an durch Nebengedanken entstellt wurde, und daß das Streben nach seiner Verwirklichung, durch Parteitreiben vom graden Wege abgelenkt, zu Gehässigkeiten und Verdächtigungen derer geführt hat, die solchem Vorgehen zu folgen nicht gesonnen waren.

Wir danken zwar der Opferwilligkeit unsrer Brüder im Reiche, sofern sie lediglich um der guten Sache willen zu deren Ausführung beigesteuert haben, aber wir bedauern, wenn man, statt auf die Stimmen der überwiegenden Mehrheit der hier ansässigen Deutschen zu hören, lieber der Agitation eines Einzelnen vertrauen wollte und damit dem Persönlichen Spielraum gewährte, wo das Sachliche allein gelten sollte.

Ihnen, hochverehrter Herr Pastor, danken wir, daß Sie Geduld und Mut nicht verloren haben, daß Sie unentwegt Ihrem Liebeswerke Zeit und Kraft und mehr als das gewidmet haben; wir danken Ihnen insbesondere, daß Sie die Behandlung kirchlicher Angelegenheiten in unsern Versammlungen nicht haben auf den niedrigen Boden profanen Parteistreits hinabzerren lassen, und sprechen Ihnen volles Vertrauen aus, daß Ihr lauterer Wille und Ihr warmes Herz auch in Zukunft unsrer Gemeinde der rechte Hort sein wird.

Verschiedenes

Julius Lohmeyer: Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche. Mit Titelzeichnung und Vignetten von Alexander Rothaug. Leipzig, Georg Wigand. 117 S.

Aphorismen haben in unsrer Zeit wieder großen Einfluß gewonnen und sind zum Gefäß prinzipieller Bekenntnisse geworden; so möge auch die poetische Sammlung, welche uns Julius Lohmeyer bietet, die Beachtung weiter Kreise finden. Es ist nicht bloß eine zugleich edle und mannhafte Gesinnung, die uns daraus entgegenschaut, es ist eine zusammenhängende Welt- und Lebensanschauung, die sich hier verkörpert. Der Gefahr, sich mit den Empfindungen und Reflexionen ins Unbestimmte zu verlieren, wirkt der Verfasser siegreich entgegen durch eine klare Gliederung des Stoffes, welche die Hauptgebiete der Betrachtung deutlich gegeneinander abgrenzt, durch ihre Mannigfaltigkeit aber eine fortlaufende Bewegung, einen aufsteigenden Zug verfolgt. Die Einführung des Ganzen bildet „Mahnung", ein kräftiges Anschlagen des Grundtones, der durch alle folgende Entwicklung geht. Es ist das ein harmonischer Zusammenklang von weicher Empfindung und thätigem Schaffen, von tiefem Erleben des Leides und freudiger Ergreifung alles Guten und Göttlichen: es ist vornehmlich dieser Kontrast und die aus ihm fließende Bewegung, welche dem Ganzen ein inneres Leben und eine durchgehende Spannung verleiht. Charakteristisch sind hier u. a. die Worte:

> Sei einer von den Wachen dieses Lebens,
> Die, voll im Leben, frei darüber stehn.

Es folgt ein Abschnitt „Natur", der eine sinnige und seelische Naturauffassung bringt und schließlich ins Religiöse ausklingt. Dann kommt „Wirken" (S. 29—42) mit dem Grundgedanken:

> Weniger als sein Bestes zu thun,
> Darf sich kein Edler hier gestatten.

„Am Wege" (S. 43—58) giebt in feingeschliffener Form und oft mit liebenswürdigem Humor mannigfache Lebenserfahrungen und Anregungen. Hier heißt es:

> Zwei Dinge sollten tapfren Mann
> Nicht mit Verdruß erfassen:
> Die, die er nicht mehr ändern kann,
> Und die sich ändern lassen.

„Gegenwart" (S. 59—70) führt zu den besonderen Problemen unserer eignen Zeit und zeigt den Verfasser als einen entschiedenen,

aber geistig freien Vorkämpfer der nicht sowohl alten als zeitüberlegenen Ideale. Hier heißt es:

An meinem Volke kann ich nie verzagen,
Denn Wahrheitsdrang bleibt seines Wesens Kern.

„Daheim“ (S. 71—86) beschäftigt sich mit den Kreisen der Familie und der Freundschaft; „Lebensalter“ (87—100) namentlich mit dem äußerlich absteigenden Leben, seinen Empfindungen und Hoffnungen. So bildet dieser Abschnitt schon den Uebergang zu dem letzten, „Gott“, der die religiöse Innigkeit des Verfassers zu einem durchaus sympathischen Ausdruck bringt. Damit haben wir den Kreislauf des Ganzen durchmessen und scheiden von dem Büchlein mit der Empfindung innerer Bereicherung und seelischer Harmonie. Sollte in den Wirren der Gegenwart ein Buch von solcher Wirkung nicht besonders willkommen sein?

Auch darüber möchten wir unsere Freude aussprechen, einen Mann von so tiefmenschlicher, religiöser und künstlerischer Gesinnung an der Spitze einer neuen, groß angelegten und vornehm ausgestatteten Monatsschrift zu sehen, wie dies die Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart (Berlin, Alexander Duncker) ist. Diese neue Zeitschrift verfolgt das Ziel, die verschiedenen Seiten des deutschen Lebens gleichmäßig zu umfassen und als Ganzes zur Wirkung zu bringen, sie kämpft für die Weltmacht des deutschen Geisteslebens, ohne irgend einem engherzigen Chauvinismus zu huldigen. Die bisher erschienenen Nummern zeigen, daß es vollauf gelang, die Absicht in That umzusetzen, und auch der Prospekt für die nächsten Monate erweckt die besten Erwartungen. Möchte dieselbe Gesinnung, welche in den „Pfaden des Glücks“ einen wohlthuenden Ausdruck fand, auch das neue Unternehmen allezeit auf Pfade des Glücks führen. n

Schlußrhythmen und Neueste Gedichte. Von Herrmann Lingg. Stuttgart, Cotta, 1901. 271 Seiten. Gebunden 4 Mk.

Der Dichter, den Geibel einst in die Litteratur eingeführt hat, steht im 82. Lebensjahre. Er hat hier seine letzte Ernte gesammelt. Der Ton dieser Dichtungen ist teils volkstümlich, teils rhetorisch, teils weich stimmungsvoll, er knüpft gern Gedanken an Naturbilder an oder läßt seine Phantasie von Szenen der Geschichte oder Erfindungen der Neuzeit anregen, wobei Reflexion und Betrachtung in die künstlerische Gestaltung hineinspielen. Nach dieser Sammlung werden die Freunde des Dichters greifen; sie finden hier manchen wahren und schlichten Ausdruck, der ihnen die Gabe teuer machen wird; und manches Wort des Greises, der wehmütig, doch warmherzig und fest ins Leben schaut, wird denen zu Herzen gehen, die schon die kräftigeren Töne des Mannes geliebt haben. Heine

Dantes göttliche Komödie, in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit Dantebild nach Giotto, Buchschmuck von Vogeler-Worpswede und 10 Skizzen. Leipzig, Teubner 1901. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

Nachdem kürzlich in Mailand unter der sachkundigen Redaktion von Ricci das große illustrierte Dantewerk erschienen ist, das die in der göttlichen Komödie vorkommenden Personen und Ortschaften in über 400 Abbildungen enthält, hat auch für Deutschland die unermüdliche Danteverehrung in dem genannten großangelegten, mit liebendster Versenkung gearbeiteten und aufs schönste ausgestatteten Buch eine neue Blüte getrieben. Der Verfasser, begeisterter Dantejünger, hat jedenfalls große Opfer an Zeit und Geld bringen müssen, um diese Bearbeitung in solcher Ausstattung vollenden zu können. Ob freilich die Umgießung in achtzeilige Stanzen, wie Verfasser meint, für die deutsche Sprache das einzig richtige war und nicht vielmehr, wie ich glaube, den Geist der Dichtung geschadet hat? — Wohlthuend berührt jedenfalls die tiefe Hingebung an den hohen Gegenstand.

Gustav Gerok

Zu dem Artikel über den Religionsunterricht im Lehrerseminar. In meinem Artikel „Der Religionsunterricht im Lehrerseminar“ in Nr. 2 ist ein Versehen stehn geblieben. Auch nach den neuen Plänen sind nur drei Wochenstunden ein Halbjahr lang für den alttestamentlichen Unterricht zur Verfügung. Ein Beweis mehr, daß man die Ziele klug auf das Wichtigste beschränken muß. — Uebrigens haben diese neuen Ordnungen besondere Aufmerksamkeit für die Präparandenbildung erweckt. Mit ihr müssen wir uns deshalb bezüglich der religiösen Frage demnächst noch insonderheit beschäftigen. R Kabisch

Die Gefahren der allgemeinen Volksschule. Fast einstimmig pflegt von allen Männern, die einen Fortschritt unsers nationalen Erziehungswesens fordern, die „allgemeine Volksschule“ gefordert zu werden. Die moralische Gleichheit des Hohen und des Niedrigen, wie sie unsere Religion lehrt, die Einheit unserer Nation in allen ihren Gliedern, die soziale Versöhnung der verschiedenen Stände, die Idee, daß die allgemeine Menschenbildung der besonderen Berufsbildung voransteht: dies alles soll darin seinen Ausdruck finden, daß für die Kinder aller Stände der gemeinsame Besuch einer einzigen Schulart für die ersten Schuljahre obligatorisch gemacht wird. In dieser „Einheitsschule“ soll die allgemeine menschliche Bildung, die Grundlage der Bildung aller Stände und Klassen des Volkes erworben werden. Erst wenn sie durchlaufen ist, mag dann der besondere Beruf eine Teilung, eine Gabelung in verschiedene Schulkörper zur Folge haben. Diese besonderen Schulen aber, von dem Gymnasium bis zu der Schule, die dann an die Stelle der Volksschul-Oberstufe treten wird, alle müssen einen gemeinsamen Unterbau haben: die obligatorische Einheitsschule.

Können verschiedene Bauten einen gemeinsamen Unterbau haben? Was verrät einen höheren Stand der Kultur, die Uniformierung oder die Differenzierung des Bildungsweges? Ist es richtig, die geistige Differenz, welche die schulpflichtigen Kinder schon von Hause mitbringen, bei der Schulorganisation grundsätzlich zu übersehen? Wirkt in unsern großen Städten, wo der Unterschied am schärfsten ausgeprägt ist, das Beisammensein der unterschiedenen und sich unterscheidenden Kinder in der Schule sozial versöhnend? Ist es dem armen Vater erwünscht, dem armen Kinde heilsam, daß es neben dem reichen Kinde sitzt? Ist es recht, das geistige Niveau der körperlich und geistig besser Genährten um der andern willen herabzudrücken? Oder verdient es Billigung, die Entwickelung der Dürftigen um jener willen hastig und künstlich zu beschleunigen? Welche Erfahrungen hat man mit der Einheitsschule in den Ländern gemacht, wo jetzt schon „das Fürstenkind und das Tagelöhnerskind auf derselben Schulbank sitzen“? Was folgt daraus, wenn in Bayern, dem klassischen Lande der Einheitsschule, $^{2}/_{3}$ der Schüler sie verlassen, sobald die Barriere aufgehoben ist? Welche Schule wird zur „Proletarierschule“ gemacht, eine, die von Anfang bis zu Ende nur Volksschüler in sich hegt, oder eine, in deren verödeter Oberstufe nur das ärmste und dünnste Drittel zurückbleibt? Welche von beiden Schulen versöhnt sozial? Gehören in eine Schule andere Schüler hinein, als die, die ihrem Endziele zustreben? Ist dem arbeitenden Volke gedient, wenn man planmäßig die klügsten seiner Kinder verleitet, in einen andern Stand überzutreten? Ueberall sind Passanten etwas Störendes, was sind sie in der Volksschule?

Nicht ich stelle diese Fragen. Sie sind mir gestellt worden. Ich weiß noch nicht einmal auf alle eine schlichte Antwort zu geben. Aber sie haben mich aufgerüttelt und mich zu ernstem Nachdenken, zu strenger Revision übernommener Anschauungen gezwungen. Wie mir wird es unter dem Stahlbad dieser Fragen Vielen ergehen. Und ich bitte die Vielen, sich mit dem prächtigen Buche auseinanderzusetzen, das mir die Fragen vorgelegt hat und das ich hiermit dankbar anzeige. Es heißt: Die Gefahren der allgemeinen Volksschule von E. Ries (72 Seiten, Frankfurt a. M., Kesselring).

Friedrich Michael Schiele

Ueber das heilige Haus von Loreto hat sich der katholische Theologie-Professor Funk in Tübingen aus Anlaß einer Besprechung des Katholischen Kirchenlexikons (vgl. Nr. 2) in der Tübinger Quartalschrift v. J., III S. 472, ausgesprochen wie folgt:

„Ueber das heilige Haus von Loreto berichtet das Kirchenlexikon in der ganzen grassen Weise, in der die Legende die Sache erzählt. Es ist beschämend für uns deutsche Katholiken, daß unser encyklopädisches Hauptwerk am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine derartige Darstellung bietet, und es gereicht dem Leiter des Unternehmens nicht zur Ehre, daß er eine solche Arbeit aufnahm, zumal die erste Auflage (VI, 596) bereits eine richtige Behandlung enthielt. Umso erfreulicher ist es, daß Professor Grisar S. J. in seiner Rede auf dem katholischen Gelehrtenkongreß in München der Wahrheit Zeugnis gab. Das Zeugnis erscheint zwar in einer Fassung, daß, wie ich nicht zweifle, Manche es in umgekehrter Richtung nehmen werden. Der Sinn kann aber für den verständigen Leser nicht zweifelhaft sein. Wie man erzählt, wurden vor einiger Zeit Dokumente aufgefunden, welche die Legendenbildung darstellen, und dem Kreis von Gelehrten zur Publikation und Bearbeitung übergeben, der hier eigentlich zur Entscheidung berufen ist. Möchte es sich so verhalten! Einstweilen aber ist zu wünschen, daß das Zeugnis des gelehrten Jesuiten Beachtung finde. Man mag und soll die Legende vor Unmündigen mit der erforderlichen Schonung behandeln; man sollte aber aufhören, sie zu verteidigen und zu verbreiten. Ein Satz, wie er im katholischen Kirchenlexikon (VIII, 147) steht, das heilige Haus zu Loreto habe in der Reihe der Jahrhunderte alle Proben sowohl der geschichtlichen Nachweise, als der wissenschaftlichen Untersuchung bestanden, ist ein Frevel an der Wahrheit.“

Beachtenswert ist die Thatsache, daß die Salzburger Katholische Kirchenzeitung (Nr. 81) in einem Artikel unter der Ueberschrift „Es tagt“ diese Mahnworte wiedergiebt und ihnen noch folgende kräftige Sätze anfügt:

„Wir haben keine Furcht, daß die Legendenbildung alsbald dargestellt werde, denn an der »erforderlichen Schonung« im weitesten Sinne haben nur zu Viele ein besonderes Interesse. Es gibt genug geistliche Herren, welche meinen, der »Unmündigen« könne es nie genug geben. Eigentümlich hat es den Schreiber dieser Zeilen, der auch in Loreto war, immer berührt, wenn er in Predigten, Erbauungsbüchern und Gesprächen aus Priestermund mit feierlichem Ernste vom »heiligen Haus« in Loreto sprechen hörte, während man sich gar nicht genug darüber lustig machen kann, daß die Anguren der griechischen Kirche zu Jerusalem alljährlich ein »heiliges Feuer« vom Himmel herabzubeten vorgäben. Nun aber ist unter uns noch sehr viel Selbsterforschung nötig, ehe man den Splitter aus dem Auge des Nächsten ziehen darf. Sapienti sat.“

Man kann hieraus ersehen, daß sich im katholischen Lager zu Beginn des neuen Jahrhunderts eine sehr energische Strömung gegen traditionelle Anschauungen geltend machen will. Ch Th

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Goslar. Mittwoch 29. Januar 8 Uhr Achtermann: Die Idee und die Thatsache der Versöhnung nach Beyschlag.

Unserm weiteren Bekanntenkreise teilen wir hierdurch mit, daß wir uns verlobt haben

Christine Haffer
Friedrich Wilhelm Martin
Hilfsprediger

Gönnern Wiesbaden
Anfang Januar 1902

Hauslehrer

Zu Ostern ein junger Theologe als Hauslehrer gesucht für einen Septimaner und zur Beaufsichtigung der Schularbeiten von zwei Tertianern, die das Gymnasium besuchen.

Graf Brockdorff Ahlefeldt
Rittmeister a. D.

Ascheberg in Holstein

Ronnefeldt's Thee
wird allgemein gelobt und weiterempfohlen.
Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— franco.
Thee-Jmport Ronnefeldt · Frankfurt a/M.

Bei Bedarf an Drucksachen, Papieren u. Couverts, Schreibmaterialien hole man Preise ein von

Buchdruckerei Bauer, Marburg

Palmer, Kappus & Cie.
in Jerusalem;
Generalvertretung:
Adolph Klett
Hirschstr. 30, Stuttgart

Orientreisen

Frühjahrsreisen nach Aegypten, Palästina, Griechenland, Türkei
Nilreisen

Abfahrten der Gesellschafts-Reisen am 6. und 13. Februar, 6., 13., 20. März und 6. April 1902

Reisedauer 19—75 Tage
Preise M. 690—3100
je nach Umfang der Reise
Für Einzelreisende vollständiges System v. zusammenstellbaren Rund-Reisescheinen, auch für Land-Aufenthalt, Führer, Besichtigungen etc.

Ausführliche illustrierte Programme kostenfrei durch obige Generalvertretung, ferner durch J. J. Heselschwerdt in Frankfurt a. M., Kronprinzenstrasse 30 und Lic. Dr. Benzinger, derzeit in Kairo, per Adr.: Hornstein, Peristiani & Co.

Pensionat für Fortbildungsunterricht
Wiesbaden, Haus Sesam
Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen, und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.
L. Harcourt, Vorsteherin

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau,
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !

Referenzen zu Diensten — Prospekte und Zeitungslisten gratis u. franko

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Demnächst erscheint:

Geschichte
des
Protestantismus in Oesterreich

In Umrissen
Im Auftrage der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich

Von

Dr. theol. et phil. **Georg Loesche,**
k. k. Regierungsrat, Professor der Kirchengeschichte an der ev.-theol. Fakultät zu Wien

Klein 8. ca. M. 1.70. Gebunden ca. M. 2.20

Die vor bald zwei Jahrzehnten erschienene »kurzgefasste Geschichte der evangelischen Kirche in Oesterreich« von Dr. Trautenberger ist längst vergriffen und wird nicht wieder aufgelegt. Ein Ersatz wird dringend gewünscht. Nicht ohne Selbstverläugnung konnte sich der Verfasser dieser Aufgabe unterziehen, denn es war seit Langem seine Absicht, nach Erledigung anderer Arbeiten, auf breitester bibliothekarischer und vornehmlich archivalischer Grundlage, ohne Vernachlässigung der nicht geringen Hülfsmittel zu verbürgter bildlicher Veranschaulichung, eine Geschichte des Protestantismus in Oesterreich vorzubereiten, freilich vielleicht im Laufe von Jahrzehnten, und dann erst einen Auszug aus dem Quellenwerk zu veranstalten. Nun muss er mit dem Ende beginnen und rückwärts zum Anfang schreiten. Möchte diese Abschlagszahlung den Zweck des vorläufigen Notbehelfs erfüllen, nicht zum wenigsten im Sinn der Freunde, die ihn trieben und unterstützten; zur Steuer der Wahrheit gegen Geschichtstrübung hüben und drüben, und daher zugleich zum Kampf und zum Frieden.

Nachstehende **Inhalts-Uebersicht** veranschaulicht die Anlage des Werkchens:

Vorwort. — I. Reformation und Gegenreformation; Einleitung; Verhalten der Herrscher im allgemeinen; Die einzelnen Kronländer; Nieder-Oesterreich, Ober-Oesterreich, Inner-Oesterreich, Salzburg, Tirol, Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien und Buckowina. — II. Vom Toleranzpatent bis zur Gegenwart, von der Duldung bis zur Gleichberechtigung. — Ausgewählte Quellen.

VERLAG DER H. LAUPP'SCHER BUCHHANDLUNG IN TÜBINGEN

SOEBEN ERSCHIENEN:

PATRES APOSTOLICI

TEXTUM RECENSUIT
ADNOTATIONIBUS CRITICIS EXEGETICIS HISTORICIS ILLUSTRAVIT
VERSIONEM LATINAM PROLEGOMENA INDICES ADDIDIT
FRANCISCUS XAVERIUS FUNK
EDITIO II ADAUCTA ET EMENDATA

Vol. I. M. 10.—. Vol. II. M. 4.—

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei Beilagen: Ein litterarischer Prospekt von dem Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn in Berlin und eine Abonnements-Einladung auf die Grenzboten von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig (mit Bestellkarte)